

Nr. 1582

Das Kimalog

Ein Kunstwerk wird zerstört - es widerspricht der Politik der Friedensstifter von Ernst Vlcek

Seit dem Tag, da ES die prominentesten Friedensstifter der Linguiden mit den Zellaktivatoren ausstattete, die einst Perry Rhodan und seinen Gefährten zur relativen Unsterblichkeit verhalfen, ist das Volk der Linguiden aus dem Dunkel der Geschichte jäh ins Rampenlicht der galaktischen Öffentlichkeit katapultiert worden.

Ob man den Linguiden, einem Volk liebenswerter Chaoten, denen Zucht und Ordnung fremde Begriffe sind, damit einen Gefallen getan hat, bleibt dahingestellt. Die neuen Aktivatorträger sind jedenfalls überzeugt davon, daß die Geschichte Großes mit ihnen vorhat. Sie fühlen sich dazu berufen, die politischen Verhältnisse in der Galaxis neu zu ordnen.

Dementsprechend beginnen sie zu handeln. Sie sind bei ihrem Vorgehen nicht gerade zimperlich, wie das

Anheuern von Oberschweren als Schutz- und Ordnungstruppe aufzeigt. Und wenn es um die Durchsetzung

wichtiger Ziele geht, scheuen die neuen Helfer selbst vor Tod und Vernichtung nicht zurück - das beweist die

Sache mit dem KIMALOG ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Molin und Zyna - Adonor Cyrfants Eltern.

Adonor Cyrfant - Schöpfer des Kimalogs.

Roi Danton - Perry Rhodans Sohn im Dienst einer Friedensstifterin.

Paylaczer - Rois Todfeindin.

Cebu Jandavari und Balasar Imkord - Zwei Friedensstifter beschließen neue Maßnahmen gegen ihr eigenes Volk.

Der Meister fragt den Schüler: »Kannst du mir sagen, was das gewisse Etwas ist, das unser Volk von den anderen Milchstraßenbewohnern unterscheidet?«

Der Schüler antwortet dem Meister: »Verehrter Rosanam, es ist unser Kima, das den Unterschied ausmacht.

Alles, was wir sind und was wir können und was uns so deutlich von den anderen Völkern der Galaxis abhebt,

verdanken wir unserem Kima.«

Der Meister nickt zustimmend und bestätigt: »Was wir sind, verdanken wir dem Kima. Das Kima ist unser

Segen und unser Fluch zugleich.

Es gibt uns die Fähigkeit, zu schlichten und zu schiedsrichten, mit uns selbst in Frieden zu leben und andere zu befrieden. Andererseits verbietet es uns, die Möglichkeiten moderner Hypertechnik voll zu nutzen.«

»Erlaubst du mir eine Frage, Meister Rosanam?« erkundigt sich der Schüler scheu, denn es ist im Hajmayur festgelegt, daß es dem Meister vorbehalten sei, die Fragen zu stellen. Meister Farbar Rosanam erteilt ihm die Erlaubnis, und der Schüler fährt fort: »Ich weiß inzwischen sehr wohl, wie man das Kima umschreibt. Aber ich weiß nicht, was das Kima wirklich ist.

Kannst du es mir sagen, Meister?«

Der Meister horcht daraufhin lange in sich hinein.

Aber er bleibt eine Antwort schuldig.

1.

1132 NGZ

Molin und Zyna Cyrfant gehörten dem ersten Siedlertransport an, der Latur anflog. Sie hatten sich impulsiv entschlossen, sich als Kolonisten für das neu erworbene Spihoqa-System, dessen dritter Planet Latur war, zu bewerben. Und so gingen sie zusammen mit den anderen Bewohnern Lingoras an Bord der TEITOMA.

Die TEITOMA war ein moderner, sechshundert Meter langer, bauchiger Transporter; an seiner ausladenden

Form und der rotschwarz gestreiften Hülle als solcher zu erkennen. Der mächtige Schiffsbauch war mit der

Ausrüstung für die Kolonisten der ersten Stunde vollgestopft, daneben gab es noch ausreichend Platz für die

Passagiere. Auf Lingora, der Wiege ihres Volkes, stiegen jedoch lediglich 14 Personen zu.

»Ich habe es schon immer gesagt«, fand sich Molin durch diese Tatsache bestätigt, »daß die Linguiden der

Mutterwelt zivilisationsgeschädigt sind. Es geht ihnen zu gut. Zu bequem geworden. Schwaches Kima. Dünnes

Blut. Den Blick nicht in die Zukunft, sondern lediglich aufs eigene Fell gerichtet.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagte seine Gefährtin Zyna und schmiegte sich enger an ihn, während sie in der

großen Ladeluke standen und darauf warteten, daß ihre wenigen Habseligkeiten an Bord gebracht wurden.

»Sicher ist es ein kluger Entschluß, auf eine junge, unberührte Welt zu übersiedeln.«

»Ganz bestimmt.« Molin drückte ihre samtweich behaarte Hand ermutigend. Er wußte, wie schwer es Zyna fiel,

die Mutterwelt zu verlassen. Hier war sie verwurzelt. Sie hatte die stärkste denkbare Bindung an Lingora. »Da

kommt unser Besitz.«

Es war wenig genug. Ein paar persönliche Erinnerungsstücke und liebgewonnene Gebrauchsgegenstände. Alles

in einer einzigen Box untergebracht.

»Das Wichtigste müssen wir zurücklassen«, seufzte Zyna. Sie straffte sich und lächelte Molin an.

»Aber wir

haben uns.«

»Und bald werden wir unser drei sein.«

Molin sah nicht mehr, wie ein Schatten über Zynas Gesicht fiel. Er eilte zum Verlademeister,

einem lustigen

Mann in mittleren Jahren, dessen rotes Haar ihm in Büscheln aus dem Körper sproß, und gab ihm Anweisungen, wo er die Box untergebracht haben wollte, so daß sie jederzeit Zugriff darauf nehmen konnten.

Danach begaben sie sich in die ihnen zugewiesene Kabine. Es war ein kleiner, ungemütlicher Raum mit übereinanderliegenden Kojen.

»Die paar Tage werden wir es schon aushalten«, meinte Zyna, wie um sich Mut zuzusprechen.

»Etwas länger wird der Flug schon dauern«, sagte der junge, braunhaarige Mann mit Haarbüscheln wie Hörner

über den Augen, der sie in ihre Unterkunft geführt hatte. »Wir fliegen insgesamt sechs Welten an, um Siedler an Bord zu nehmen.«

»Wir werden es schon überstehen«, versicherte Zyna, aber ihre grauen Augen blickten dabei trüb.

»Ich verstehe«, sagte der junge Mann wissend. Er schenkte Zyna ein aufmunterndes Lächeln.

»Als ich mich

entschloß, Raumfahrer zu werden, war mein größtes Problem die Trennung von meinem Kimastrauch. Aber ich

habe mir an unseren Friedensstiftern ein Beispiel genommen. Und bald stellte ich fest, daß mein Kima auch

über viele Lichtjahre mit meinem Strauch untrennbar verbunden bleibt. Ihr werdet es auch merken, daß keine

noch so große Distanz dieser Verbundenheit etwas anhaben kann.«

Molin nickte bekräftigend. Seine Worte. Aber Zyna dachte anders.

»Wenn wir in der neuen Heimat sind, möchte ich mit dir ein Pflänzchen ziehen«, hatte Molin seine Gefährtin gebeten.

Lingora war ihm dafür als kein so guter Boden erschienen, obwohl sie selbst hier verwurzelt waren. Er glaubte,

daß sie auf einer jungen, unberührten Welt ihrem Kind eine bessere Zukunft würden bieten können. Und er

hatte Zyna dazu überredet, diese Zukunft mit ihm auf Latur zu begründen.

Die TEITOMA flog vom Teshaar-System nach Viron und von dort nach Bastis, steuerte danach Roisset, Aluf

und Drostett an, flog als letzte Zwischenstation weiter nach Taumond und holte von jeder dieser Welten

Kolonisten ab, bis es rund fünfhundert an der Zahl waren.

Das dauerte länger, als Zyna und Molin gerechnet hatten, denn in dieser Zeit, da die Galaxis von einer

grausamen Macht beherrscht wurde, war eine Raumfahrt nur unter größten Vorsichtsmaßnahmen möglich. Ihr

Volk hatte sich durch äußere Zurückhaltung und dank des Wirkens ihrer Friedensstifter dem Zugriff dieser

Macht entziehen können. Man kannte die verheerenden Auswirkungen der grausamen Macht auf das

galaktische Leben nur aus der Ferne und stand ihr verwirrt und ratlos gegenüber.

»Wir müssen uns unsichtbar machen, wenn wir unser eigenständiges Leben und unsere Freiheit bewahren

wollen«, sagten die Friedensstifter. Das war ihnen bisher so gut gelungen, daß sie nicht nur unentdeckt geblieben waren, sondern ihren Lebensbereich sogar ausdehnen konnten. Die Sonne Spinoqa mit dem Planeten Latur war als dreizehnte ihrem expandierenden Sternenreich einverleibt worden. Diesen Freiheiten mußten sie einiges opfern, und sie konnten galaktische Distanzen nur in zeitraubenden Schleichfahrten überbrücken. Aber sie besaßen wenigstens noch ihre Freiheit und eine Raumfahrt - als einziges Volk dieser Galaxis.

Darum konnten sich die Passagiere der TEITOMA in Geduld üben und die Strapazen dieser Reise ohne Murren auf sich nehmen.

Molin und Zyna verbrachten die meiste Zeit in ihrer Kabine. Sie verließen sie nur zum Einnehmen der Mahlzeiten oder für Rundgänge durch das Schiff. Obwohl Zyna nie ein Kind von Traurigkeit und gerne in

Gesellschaft war, zog sie während der Reise die Einsamkeit der Kabine vor. Endlich erreichten sie Latur, und die TEITOMA landete auf einem von Robotern geebneten Schlackenfeld.

Entlang dem Horizont zählte Zyna insgesamt elf Vulkane, von denen gleich sieben tätig waren und den Himmel mit ihren Rauchfahnen verdüsterten. Zyna stellte es die Haare ihrer grauseligen Polster über den Augen auf, als sie die Stirn beim Anblick dieser Landschaft skeptisch runzelte, und sie warf Molin einen zweifelnden Blick zu. Er verstand.

»Es ist nicht der Boden allein, Zyna, der auf das Wachstum eines Kimastrauchs Einfluß nimmt«, versuchte er sie zu beruhigen. »Es ist vor allem der Geist, der ihn nährt und gesund hält.« Ganz so einfach war es nicht, das wußten sie beide, aber als Trostspender mochten solche Worte genügen.

Molin und Zyna bekamen jenseits der Vulkankette eine von insgesamt zehn großen fächerförmigen Landparzellen zugeteilt. Im Zentrum dieses wie ein Kuchen geteilten Landkreises stand ein Wohnkomplex für zehn Familien. Das Land wies auf einer beachtlichen Fläche eine dünne Humusschicht auf. Dieses Land zu urbanisieren und zu bestellen würde mit der zur Verfügung gestellten technischen Ausrüstung nicht schwer sein.

Noch bevor sie ihr neues Heim inspizierten, flog Molin mit Zyna in einem Gleiter das Land ab und suchte nach einer geeigneten Stelle für das Pflanzen eines Kimastrauchs. Schließlich entschieden sie sich für eine windgeschützte Lichtung inmitten eines Farnwaldes. »Es ist das schönste Fleckchen, das wir finden können«, schwärmte Molin. Zyna nickte nur. Erst nachdem dieser wichtige Akt erledigt war, gingen sie daran, sich in ihrem neuen

Lebensbereich

ein zurichten und ihre Nachbarn kennenzulernen.

Bei den Mitbewohnern der kleinen Agrarsiedlung handelte es sich ausschließlich um Drostetter und Vironer,

um fünf kinderlose Jungpaare wie sie selbst und vier Großfamilien. Das Gespräch steuerte irgendwann

zwangsläufig auf das Thema Nummer eins zu.

Der Drostetter Kolin Sparra, zu dessen Großfamilie nicht nur drei eigene Kinder, deren Partner und deren vier

Kinder zählten, sondern auch seine Geschwister und Schwägerleute und seine und seiner Frau Eltern gehörten,

drückte es so aus:

»Wir halten die Familie zusammen. Es fiel uns nicht schwer, gemeinsam den Entschluß zu fassen, nach Latur

auszuwandern. Aber ebenso einig waren wir uns auch, unsere Kimasträucher jährlich aufzusuchen.«

Narina und Sohm Pauda, ein junges, keckes Paar von Viron, warfen einander schelmische Blicke zu und

glücksten. Narina meinte dann:

»Ich war noch ein kleines Mädchen, als ich meinen Kimastrauch zuletzt sah. Mutter führte mich vor ihrem

Tode hin, um mir wenigstens seinen Standort zu zeigen. Aber ehrlich, ich würde nicht mehr hinfinden. Und ich

bin trotzdem quickebendig.«

Ihr Gefährte Sohm dachte ähnlich; er protzte damit, daß sein Kimastrauch von einem professionellen

Blumenzüchter gezogen und gepflanzt worden sei - auch das gab es. Sohm erkundigte sich in einem Anflug von

Ernsthaftigkeit:

»Ist es bloße Tradition - oder benötigen wir die Kimasträucher tatsächlich fürs Leben?«

»Kein Strauch, kein Kima«, erklärte Molin voller Überzeugung. »Sie sind unsere Symbionten. Sie sind die

erweiterte Nabelschnur zum Leben, kein Ersatz für jene, die man bei unserer Geburt kappt, sondern vielmehr

eine Erhöhung.«

Narina und Sohm suchten sich daraufhin lustigere Gesellschaft wie immer öfter in den nächsten Tagen und

Wochen, bis sie die Nahe von Molin und Zyna ganz mieden.

Es war eine Woche nach ihrer Ankunft auf Latur, daß Molin seine Frau an seinen Wunsch erinnerte, ein Kind

zu zeugen, sobald sie in der neuen Heimat waren. Aber Zyna bat ihn um Aufschub.

»Warten wir doch erst einmal ab, wie uns das Klima hier bekommt. Wir wollen unserem Kind doch die besten

Voraussetzungen bieten, eine gesicherte Zukunft.«

»Dann dürften wir überhaupt kein Pflänzchen ziehen«, hielt Molin dagegen. »Für eine gesicherte Zukunft gibt

es in diesen unsicheren Zeiten keine Garantie. Stell dir nur vor, die Macht, die die Milchstraße beherrscht,

würde unserem Volk mehr Aufmerksamkeit schenken. Es wäre das Ende unserer Freiheit, und es würde uns

ebenso ergehen wie den anderen Milchstraßenvölkern. Das kann doch kein Grund sein, nicht für Nachkommen

zu sorgen. Wenn alle so dächten wie du, wären wir zum Aussterben verurteilt.«

»Das habe ich doch so nicht gemeint«, rechtfertigte sich Zyna. »Ich wollte ausdrücken, daß wir so lange warten

sollten, bis wir ermessen können, ob diese Welt unserem Kind ausreichend Bedingungen für eine schöne,

sichere Zukunft zu bieten hat.«

Die Aussichten dafür waren eigentlich gut. Latur war zwar nicht das Paradies, aber immerhin eine Welt, auf der

es sich leben ließ. Das Saatgut gedieh prächtig in der Krume der abgesteckten Felder, und ein halbes Jahr später

konnte die erste Ernte eingebracht werden. Und das Weideland war um Wochen früher als erwartet zu

begrasen, so daß man die Viehherden lange vor dem geplanten Termin anfordern konnte.

Auf dem größten der Kontinente, den sie nach dem Projektplaner Salter nannten, schoß ein gewaltiges

Industriezentrum aus dem Vulkanboden, und die Hauptstadt Morlenbur weitete sich mit der Schnelligkeit eines

Flächenbrandes aus und konnte auf einen relativ gut ausgebauten Raumhafen mit einem Fassungsvermögen von

drei Großtransportern verweisen.

Alles gedieh prächtig auf Latur, nur Zyna verkümmerte mehr und mehr. Auch nach einem halben Jahr war sie

noch nicht in der Lage, ein Kind in diese Welt zu setzen.

»Molin, ich bin nicht bereit für eine Schwangerschaft - so fern von meinem Kimastrauch«, klagte Zyna. »Ich

spüre, daß so aus dem Kind nichts Rechtes werden kann.«

»Das spielt sich lediglich in deinem Kopf ab«, sagte Molin so einfühlsam wie möglich. »Du mußtest es abschalten.«

Zyna schüttelte den Kopf.

»Es ist die Trennung«, behauptete sie. »Ich habe Angst um uns. Ich fürchte, daß wir auf Latur unser Kima verlieren könnten.«

Das war Unsinn. Molin war überzeugt, daß sie sich alles nur einredete. Aber sie ließ keine Vernunft gelten. Sie

sagte immer nur:

»Ich habe keinen Einfluß darauf. Ich werde von einer elementaren Kraft beeinflußt. Gesteuert von meinem

Kimastrauch auf Lingora.«

Molin wartete noch drei Wochen. Als er merkte, wie Zyna immer noch welkte, faßte er einen Entschluß.

»Was hältst du davon, wenn wir nach Lingora zurückkehren?« schlug er ihr eines Nachts vor. Sie antwortete

mit einem Sturm von Leidenschaft.

Aber in dieser Nacht empfing sie noch nicht von Molin. Dies geschah erst vier Wochen später, gleich in der ersten Nacht nach ihrer Ankunft auf Lingora.

Als sie ihrem Kimastrauch wieder ganz nahe war.

2.

»Tu's nicht, Roi!« sagte der wortkarge Zachary Erbten, seines Zeichens Chef der Feuerleitzentrale.

Seine vier Vertrauten auf der MONTEGO BAY rieten Roi Danton eindringlich davon ab, die Einladung der

Überschweren Paylaczer anzunehmen.

»Sie hat mich wissen lassen, daß sie sich mit mir ›bei einem Dinner in vertraulicher Umgebung‹ versöhnen möchte«, sagte Roi Danton heiter.

»Sie wird dich als Nachspeise nehmen«, behauptete Gensech Timol, Erster Pilot und Kommandantstellvertreter, und strich sich besorgt den roten Vollbart.

»Jawohl, sie wird dich mit Haut und Haaren verschlingen und die unverdaulichen Überreste an uns zurückschicken«, stieß der kleine, mausgesichtige Taika Mongue ins selbe Hörn; er war an Bord mit keinen

bestimmten Aufgaben betraut und wurde in erforderlichen Situationen vornehmlich als Taktiker zu Rate gezogen.

Roi Danton lächelte still in sich hinein und warf Marfin Kinnor einen fragenden Blick zu.

»Du glaubst doch nicht im Ernst an eine Versöhnung, Roi!«, sagte der Navigator, der sein Aussehen absichtlich

dem des legendären Anson Argyris, einst Kaiser von Olymp, angepaßt hatte. »Paylaczer wird dir nie verzeihen, wie du sie auf dem Raumfort um ihren Triumph gebracht hast. Warum willst du der Einladung auf die

LETICRON dann nachkommen?«

»Um die Fronten abzustecken«, antwortete Roi. »Ich möchte erfahren, was die Überschwere ausheckt, um nicht

ganz unvorbereitet zu sein.«

»Na, wenigstens hoffst du nicht wirklich auf Versöhnung«, sagte Marfin Kinnor erleichtert.

»Hättest du mich denn für so dumm gehalten, Marfin?« Roi schüttelte traurig den Kopf.

Schon der erste Blickwechsel mit Paylaczer hatte ihn erkennen lassen, daß die Überschwere in unversöhnlichem Haß mit ihm verbunden war. Nachdem er sie bei dem Versuch, ihn des Verrats an der Friedensstifterin Cebu Jandavari zu überführen, auf dem Raumfort ins Leere hatte laufen lassen, hatte er sie sich endgültig zur Todfeindin gemacht.

»Ich werde eine kleine Eskorte mitnehmen«, erklärte Roi. »Aber keinen von euch. Haltet ihr mir die

Mannschaft zusammen. Ich möchte nicht, daß nach dem Tod der drei Hauri Mißstimmung aufkommt. Nur

keine Meuterei! Gensech, melde Paylaczer, daß ich zu ihr unterwegs bin!«

Roi Danton wählte vier zum Fürchten aussehende Ertruser aus der Mannschaft aus und flog mit ihnen in einem

Shift zum 1000 Meter langen Walzenraumer der Überschweren hinüber.
Die kleine Flotte aus sieben Walzenschiffen und der MONTEGO BAY hatte sich unter der Führung des 150-Meter-Delphins LOMORAN außerhalb des Aralau-Systems gesammelt. Atlans Arkonidenflotte war ihnen bis auf Höhe der Umlaufbahn des dritten Planeten gefolgt und blieb dort in Warteposition. Dieser Sternensektor mit den Sonnensystemen Grissom, Polemor, Yolona und Aralau war gewissermaßen das Armenhaus von M 13. Obwohl die Arkoniden sehr erfolgreich in dem Bemühen waren, Welten mit wirtschaftlichem Notstand zu sanieren, blieben bei diesem Verteilerschema nach dem Gießkannenprinzip trotzdem einige Welten auf dem trockenen. Zu diesen gehörten die genannten vier Sonnensysteme. Die Friedensstifter hatten ihre Chance geschickt genutzt und die unzufriedenen Arkoniden auf ihre Seite gebracht. Cebu Jandavari hätte dann nur noch die Früchte dieser Saat zu ernten brauchen. Aber Atlan hatte ihr durch den Aufmarsch seiner Flotte einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ein kriegerischer Konflikt schien unabwendbar, zumal Paylaczer es auf eine Auseinandersetzung anlegte. Da hatte sich Roi Danton als Vermittler angeboten und sich mit Atlan auf einem verlassenen Raumfort getroffen. Dies natürlich nicht aus dem angegebenen Grund, den Arkoniden zum Einlenken zu bewegen, sondern vor allem, um ihm die neuesten Informationen zukommen zu lassen und sich mit ihm abzusprechen. Drei Hauri aus der von Lepso stammenden Mannschaft der MONTEGO BAY hatten jedoch herausbekommen, daß Roi mit Atlan zu paktieren gedenke, und Paylaczer einen Tip gegeben hatten. Um ein Haar wäre Roi Dantons doppeltes Spiel aufgedeckt worden. Aber im letzten Augenblick konnte den drei Hauri das Handwerk gelegt werden und Rois Tarnung gewahrt bleiben. Paylaczer aber, die ihn des Verrats an der Friedensstifterin überführen zu können hoffte, um Cebu Jandavaris alleinige Gunst zu besitzen, schäumte vor Wut, weil ihr das nicht gelungen war. Roi hatte sich damit eine Todfeindin gemacht. Er nahm die Einladung, den Flug in die Eastside auf der LETICRON mitzumachen, dennoch an. Es war der Versuch, die Überschwere zu testen und ihre Absichten herauszufinden. In gewisser Weise war es auch eine Mutprobe. Beim Anblick der vier riesenhaften Gestalten brach Paylaczer in schallendes Gelächter aus. Sie schnippte mit dem Finger. Daraufhin hoben ihre beiden Leibwächter die Paralysatoren und streckten die vier Ertruser nieder. Roi Danton war mehr verdutzt als erschrocken darüber, daß die Überschwere seine Eskorte so kompromißlos ausschaltete. Er blickte auf die vier hingestreckten mächtigen Leiber und sah dann Paylaczer an. »Ist das dein Willkommensgruß für ein Versöhnungsgespräch?« fragte er. Er trug einen

rotschillernden SERUN

mit verschiedenen modisch wirkenden Accessoires, die jedoch allesamt durch die eingebaute Mikrotechnik

auch praktische Funktionen besaßen. Der Schutzanzug stammte noch aus den Beständen der Freihändler von

Phönix, war jedoch technisch auf den neuesten Stand gebracht worden. Gegen Paylaczers wie eine Festung

bestückten SERUN mutete Rois jedoch geradezu filigran und verspielt an; welcher Anschein durchaus

bezuweckt war.

»Jetzt sind wir wenigstens ungestört«, erwiderte die Überschwere. »Wenn du eine Erklärung für meine

Maßnahme suchst, dann sage ich dir, daß ich einfach nicht willens bin, diese ungehobelten Freßsäcke zu

füttern. Ertruser stinken! Ich kann ihren Geruch nicht ertragen. Und was das angebliche Versöhnungsgespräch

betrifft, so fürchte ich, hast du etwas mißverstanden.«

Die Überschwere machte eine Pause und fixierte ihn mit eiskaltem Blick. Roi spannte sich an. Er redete sich

ein, daß Paylaczer es nicht wagen würde, ihn in unmittelbarer Nähe von Cebu Jandavari, quasi vor ihren

Augen, zu eliminieren, aber die aus dem Wissen über die Aggressivität und Unberechenbarkeit der

Überschweren geborenen Zweifel übertrumpften unter den Blicken ihrer schwarzen Glubschaugen das

Argument der Vernunft.

Nach einer Weile fuhr die Überschwere fort:

»Ich habe dich lediglich eingeladen, um ein klarendes Gespräch mit dir zu führen. Ich habe dich durchschaut.

Ich weiß, daß du ein Verräter bist, auch wenn ich es nicht beweisen kann. Du sollst erfahren, wie du bei mir

dran bist und was dich erwartet. Komm, die Tafel ist gedeckt.«

Paylaczer ging voran. Sie passierten zwei von Überschweren in Kampfanzügen bewachte Schotte und fuhren

dann mit dem Antigravlift zur Messe hoch. Paylaczer sprach kein Wort. Ihren über 1,60 Meter breiten Rücken

vor sich, fragte sich Roi, was sie für ein Spiel trieb. Die feine Klinge war ihm fremd an ihr, aber vielleicht hatte

sie auch nur vor, ihn zu provozieren und sich von ihm in Rage steigern zu lassen, um ihn dann in dem unausbleiblichen Wutanfall zu töten.

Die Überschwere trug einen neuen SERUN, den Roi noch nicht an ihr gesehen hatte; sie war überaus auf

Hygiene bedacht und wechselte die Schutzanzüge wie andere die Unterwäsche.

Der SERUN war in fluoreszierendem Petrol gehalten. Die Schultern waren mit unterarmlangen Raketenwerfern

bestückt, bei den beiden Brustgeschützen handelte es sich um Desintegratoren mit kurzen, plumpen Läufen. In

den Arm- und Beinschienen hatte sie verschiedene herkömmliche Mordwerkzeuge und Folterinstrumente wie Messerklingen, gezackte Wurfgeschosse, Wurfsterne und Würgeisen eingebaut. Roi lernte ihre Ausrüstung kennen, weil sie die Instrumente im Gehen abwechselnd ausfuhr. Ihre Schritte wurden von einem beständigen Geklapper und Gerassel und unheimlichen Seufzen begleitet; aber auf Roi wirkte das weniger furchteinflößend als infantil.

Sie war ja auch nur ein Klon von einundzwanzig Jahren.

Durch dieses Imponiergehabe gewann er sogar seine Ruhe und Selbstsicherheit zurück. Paylaczer wollte bloß mit ihm spielen; das konnte sie haben.

In der Messe war eine große Tafel gedeckt, der Raum mit Blumen in kitschigen Töpfen geschmückt und in das

Lichterspiel einer Laserorgel gehüllt.

»Für eine Henkersmahlzeit überaus stimmungsvoll«, kommentierte Roi und nahm den ihm zugewiesenen Platz gegenüber Paylaczer ein.

»Todesangst?« fragte sie amüsiert.

»Ich habe einen Schutzengel«, antwortete Roi. »Sein Name ist Cebu Jandavari.«

»Du hast Angst!« stellte die Überschwere zufrieden fest. »Andernfalls würdest du nicht die Friedensstifterin

anrufen. Aber sie ist nicht mehr lange deine Schutzpatronin. Ich werde ihr die Augen über dich öffnen. Aber davon später.«

Sie klatschte in die Hände, daß es nur so schallte. Sofort erschienen drei Überschwere mit großen Tabletts, auf

denen sich die Speisen türmten. Sie knallten diese, ohne sich um besondere Eleganz zu bemühen, einfach auf den Tisch.

Roi drehte es fast den Magen um, als er das Arrangement näher betrachtete. Fleisch - die Hälfte eines

ebergroßen Tieres in einem Stück, ein Haufen Innereien, spitze, haarige Ohren in Sülze und eine Schüssel, in

der rote Augen in öliger Flüssigkeit schwammen -, Gemüse, Obst und andere Zutaten bunt durcheinandergemischt. Und das alles roch angebrannt, ranzig und ein wenig nach Aas.

»Laß es dir schmecken, Michael Rhodan«, sagte Paylaczer zynisch, wobei sie seinem Namen eine eigene

Betonung gab; es klang fast wie ein Nachruf. »Ich verlange von meinen Gästen, daß sie während der Mahlzeit schweigen.«

Mit diesen Worten säbelte sie sich ein Lendenstück von der Tierhälfte herunter, raffte jede Menge Beilagen

zusammen und häufte sie vor sich.

»Dann Mahlzeit!« sagte Roi ergeben, griff sich eine rote Frucht und knabberte lustlos daran herum. Er hätte

sich am liebsten die Ohren zugehalten, um Paylaczers Kauen und Schmatzen und ihr Rumoren,

wenn sie wieder

mal ordentlich zulangte, nicht mit anhören zu müssen. Aber er mußte ihr bei ihrer Freßorgie wenigstens nicht

zusehen und versuchte, sich in Gedanken abzulenken.

Nach der Ermordung Maczinkors hatte sich Paylaczer zum Corun von Paricza ausgerufen und sich damit zur

Anführerin über alle Überschweren gemacht. Damit verfügte sie nicht nur über ein schlagkräftiges

Millionenheer, sondern auch über eine Flotte von etwa siebenhundert Schiffen. Die Dunkelziffer lag vermutlich noch höher.

Roi fragte sich, wie das Galaktikum hatte zusehen können, daß die Überschweren in diesem Maß aufgerüstet

hatten. Die Pariczner waren schon immer die Söldner der Milchstraße gewesen; die Tatsache, daß sie ihre

Kriegsdienste ohne irgendwelche moralischen Vorbehalte an jeden verkauften, war nicht erst seit der

Larenkrise bekannt.

Vermutlich hatte man sich im Galaktikum gesagt, daß es nichts schaden konnte, wenigstens eine gutgerüstete

Kriegertruppe in der Galaxis zur Verfügung zu haben, auf die man im Fall einer Aggression von außerhalb

zurückgreifen konnte. Bestimmt hatte aber niemand im Galaktikum damit gerechnet, daß sich in der

Milchstraße ein Kriegsherr für die Überschweren finden würde.

Paylaczer zog mit einem Rülpser Rois Aufmerksamkeit wieder auf sich. Als er seine Blicke auf den Tisch

konzentrierte, stellte er fest, daß die drei Tabletts so ziemlich leer geputzt waren; von der Tierhälfte waren

jedenfalls nur noch ein paar Knochen übrig. Sie riß den Mund weit auf und sprühte sich die Mundhöhle aus.

Als sie nochmals rülpste, wehte Roi ein penetrant süßlicher Hauch entgegen.

»Du kannst wohl kaum satt geworden sein, Michael Rhodan«, sagte Paylaczer, während sie zwischen den

Worten die Luft durch die Zähne zog, um so die Speisereste aus den Lücken zu entfernen. »Ich kreide dir diese

Unhöflichkeit nicht an.«

»Ich würde es vorziehen, bei meinem Freifahrernamen genannt zu werden«, erwiderte Roi.

»Du bist und bleibst ein Rhodan, egal welchen Namen du dir gibst«, erklärte sie bestimmt. »Du bist der Sohn

deines Vaters - ein aufrechter, loyaler Terraner und Spion für dein Volk. Das weiß ich so sicher, wie ich vier

Söhne geboren habe.«

»Du leidest an Verfolgungswahn, Paylaczer«, sagte er trocken. Er sah sie mit leicht gesenktem Kopf an und hob

eine Augenbraue. »Oder bist du nur eifersüchtig?«

Paylaczer begann unter einem leichten Zornesbeben zu zittern, beruhigte sich aber sofort wieder. Sie verzog

ihren wulstigen Mund zu einem breiten Grinsen, so daß die Narben ihres Gesichts sich zu seltsamen Mustern verzerrten; das ließ sie wie der personifizierte Schrecken aussehen.

Sie sagte gepreßt:

»Ich möchte nur nicht, daß jemand die Friedensstifterin auf so schändliche Weise hintergeht, wie du es tust.«

Roi schüttelte mitleidig den Kopf.

»Das ist für dich zu einer fixen Idee geworden. Ich empfinde nur Bedauern für dich, Paylaczer.«

»Bedauere lieber dich!« entgegnete die Überschwere erregt. »Denn ich werde dich töten. Nicht jetzt, nicht

morgen, aber in nicht allzu ferner Zukunft. Gib dir nur die geringste Blöße, dann habe ich dich.«

Roi breitete die Arme in einer Unschuldsgeste aus.

»Wie sollte ich eine Friedensstifterin hintergehen können? Gebrauche doch deinen Verstand, Paylaczer. Cebu

Jandavari hat ein untrügliches Kima. Selbst wenn ich etwas gegen sie im Schilde führte, hätte sie mich mit

ihren Fähigkeiten inzwischen längst befriedet und umgedreht. Ich kann gar nicht anders, als ihr treu ergeben zu

sein,«

Paylaczer machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Ich weiß, was ich weiß. Bei jedem anderen würde ich dieses Argument gelten lassen, aber nicht bei dir. Du

wirst es irgendwie gedreht haben, dich dem Einfluß der Friedensstifterin zu entziehen. Das Wie kümmert mich

nicht. Das Warum ist mir klar. Du hast selbst zugegeben, daß du scharf auf ihren Zellaktivator bist. Aber da

stehe ich davor!«

»Ich habe lediglich gestanden, daß ich bei einer neuerlichen Umverteilung der Zellaktivatoren bedacht werden

möchte ...«, begann Roi Danton, Paylaczer unterbrach ihn jedoch, indem sie ihre beiden Pranken auf den Tisch

knallen ließ.

»Das ist alles Geschwätz«, sagte sie. »Ich will nicht um die Sache herumreden. Nochmals, ich weiß, was du

vorhast, und werde es zu verhindern wissen. Ich werde Cebu Jandavari zu beschützen wissen. Ich liebe und

verehre sie.«

Dieses Eingeständnis, mit ungewöhnlich sanfter Stimme vorgetragen, verblüffte Roi.

Paylaczer fuhr fort:

»Ich bin nicht gekauft worden. Ich diene Cebu Jandavari, weil ich daran glaube, daß die

Linguiden ein von ES

auserwähltes Volk sind und die Friedensstifter die neuen Herren in der Milchstraße sein sollen.

Dafür, um den

Friedensstiftern zu ihrem Recht zu verhelfen und dieses zu sichern, setzte ich mich ein. Die

Galaxis bedarf

einer neuen Ordnung. Um diese zu sichern, kämpfe ich für die Sache der Friedensstifter. Nichts

sonst ist mir

heilig. Und um Störfaktoren wie dich nicht erst zum Zuge kommen zu lassen, bin ich sogar

bereit, mich selbst
zu opfern.«

Es klang ehrlich, und Roi glaubte der Überschweren jedes Wort. Sie würde nicht davor
zurückschrecken, ihn
auf der Stelle zu töten, wenn sie keinen anderen Ausweg sähe, Cebu Jandavari vor Schaden zu
bewahren. Aber
zu seinem Glück sah Paylaczer im Moment noch andere Möglichkeiten, ohne mit der
Friedensstifterin in
Konflikt zu geraten. Es war so etwas wie eine Lebensversicherung für ihn, daß Cebu Jandavari an
ihn glaubte.
Er mußte darauf achten, daß sich an dieser Einstellung nichts änderte, denn sonst war er ein toter
Mann.
Roi überlegte sich, ob er das Thema weiter anheizen sollte. Aber es war wohl besser, die
Überschwere nicht
über Gebühr zu reizen. Er erhob sich.

»Wenn du mir sonst nichts mehr zu sagen hast, dann kehre ich wohl besser auf mein Schiff
zurück«, erklärte er.
»Dafür ist es zu spät, Michael Rhodan. Wir befinden uns bereits im Überlichtflug. Du wirst so
lange mein Gast
sein müssen, bis wir in der Eastside sind. Da wir es nicht sonderlich eilig haben, hast du reichlich
Zeit, über die
Todesart nachzudenken, die ich dir zugesetzt habe. Eines kann ich dir aber jetzt schon verraten:
Es wird ein
langsamer Tod sein, den du zu erleiden haben wirst.«

3.

1133-1147 NGZ

Der Herbst war die schönste Jahreszeit in Zonai.
Die drei Kontinente Mostion, Kaybor und Vandago lagen auf der südlichen Hemisphäre von
Lingora. Sie
bildeten einen Halbkreis, der zum Südpol hin offen war. Kaybor war der mittlere Kontinent, dem
Äquator am
nächsten, und Zonai lag ganz oben, bildete den nördlichsten Archipel.
Hier, so nahe dem Äquator, waren die Sommer zu heiß. Im Frühling erschien Molin die Natur zu
üppig, und die
Winter waren ihm zu eintönig. Aber im Herbst, wenn in anderen Regionen die Natur sich auf den
Kälteschlaf
vorbereitete, erblühte sie in Zonai noch einmal in besonderer Pracht, nachdem sie sich von der
sengenden
Hitzewelle des Sommers erholt hatte.

Seine Jahreszeit war der Herbst. Und dieser Herbst hatte eine ganz besondere Bedeutung. Denn
Zyna sah ihrer
baldigen Niederkunft entgegen.

Ihr Kimastrauh war zu einem rosa Ballen erblüht, und selbst sein eigener, der sonst nur
schüchtern
gelegentlich weiße Blütenkelche zwischen den sattgrünen Blättern, aufblitzen ließ, zeigte sich in
ungewohnt
verschwenderischer weißer Pracht.

Während seine Gefährtin von Geburtshelfern betreut wurde, war Molin zu ihrer beider

Kimasträucher

gewandert. Es waren inzwischen ihrer drei, denn Molin hatte schon vor einiger Zeit seinen Strauch beschnitten

und aus dem kräftigsten Trieb einen Setzling gezogen. Er hatte diesen liebevoll gehegt und gepflegt und voller

Wärme beobachtet, wie ein gesundes Pflänzchen aus ihm wurde. Er und Zyna waren sich einig, daß daraus

einmal ein wunderschöner Strauch werden würde, der ihrem Kind ein starkes Kima garantierte.

»Es mag vermessen klingen, aber vielleicht könnte aus unserem Kind ein Friedensstifter werden«, hatte Molin

philosophiert. Zyna hatte ihm den Mund mit ihrer Samthand verschlossen; sie mochte dem Ungeborenen nicht

vorab irgendwelche Auflagen fürs Leben machen.

»Es wird, wie es wird«, pflegte sie zu sagen und weigerte sich sogar, vor der Geburt eine Namenswahl zu

treffen. Und von einer Geschlechtserkennung hatte sie schon überhaupt nichts wissen wollen.

Doch jetzt schlug der Augenblick der Wahrheit, und Molin war hinausgegangen, den Topf mit dem Setzling in

feierlicher Haltung vor sich her tragend. Eine geeignete Stelle hatte er längst gefunden. Er würde den

werdenden Kimastrauch an der höchsten Stelle einer kleinen Landzunge einpflanzen, inmitten jahrhundertealter

knorriger Bäume.

Er erreichte die auserwählte Stelle und setzte das Pflänzchen in den vorbereiteten Boden. Danach kehrte er

voller Erwartungen heim.

»Es ist ein Junge«, sagte man ihm. »Zynas Wille ist, daß er Adonor heißen soll.«

»Ein schöner Name.« Molin hörte ihn zum erstenmal, aber er gefiel ihm wirklich. Er versuchte, an der lebenden

Mauer der Geburtshelfer vorbei zu Mutter und Kind zu gelangen.

»Ja, ein schöner Name«, bestätigte einer der Helfer kummervoll. »Und dein Sohn wird ihm eines Tages gewiß

noch gerecht werden. Aber nun erschrick nicht ...«

Molin stieß die Leute beiseite und stürmte ins Zimmer. Zyna strahlte ihm entgegen und blickte dann voller

Liebe auf das haarige Bündel in ihren Armen, als sei es ein auserwähltes Geschöpf.

»Er wird wohl kein Friedensstifter werden können, obwohl ihm ein starkes Kima gewiß ist«, sagte sie dabei

ohne jegliches Bedauern. »Aber er ist mein Liebster.«

Molin sah, daß das Neugeborene eine gespaltene Oberlippe hatte.

Adonor war von kleinem Wuchs und schwächer als andere Kinder seines Alters, aber die Ärzte bestätigten ihm

beste Gesundheit. Abgesehen von seinem kleinen Makel.

Die Ärzte konnten die Eltern jedoch beruhigen. Der kleine Geburtsfehler, den Adonor hatte, ließ sich mit Hilfe

der plastischen Chirurgie leicht beheben. Man mußte nur bis zum Alter von vier Jahren warten, bis sich die

Kopfform gefestigt hatte, um die Gaumenspalte schließen zu können. Weiter kein Problem. Bis

dahin würde er

lediglich Sprachstörungen haben.

Solange aber mußten sich Molin und Zyna mit dem Schicksal ihres Sohnes abfinden. Zyna hatte damit keine

Schwierigkeiten. Sie sah weder die gespaltene Lippe, die sowieso von dem üppig wachsenden, buschigen

Rothaar verdeckt wurde, und sie hörte nicht die verstümmelten Laute, zu denen Adonor die einfachsten Worte

verformte. Wenn sie durch irgendwelche Unbilden der Realität auf den Makel ihres Sohnes hingewiesen wurde,

brauchte sie nur seinen Kimastrauch aufzusuchen und war bei dessen Anblick sicher, daß hier ein ganz großer

Geist heranwuchs.

Molin verkraftete diesen Schicksalsschlag nicht so leicht. Gewiß, er liebte Adonor um nichts weniger als Zyna,

aber die Hoffnung, daß sein Sohn einmal als Friedensstifter in die Geschichte eingehen würde, mußte er

aufgeben. Selbst wenn die Operation, mit der seine Mundscharte geschlossen werden sollte, ohne Komplikationen verlief, so würde er die verlorenen Jahre nie aufholen können, und es würde ihm darum versagt

bleiben, sein Kima voll einzusetzen und die Macht des Wortes zu handhaben.

Dabei war Adonor ein aufgewecktes Jüngelchen; Molin fand sogar, daß er seinen Altersgenossen immer um

einen Schritt voraus war. Aber er konnte sich nicht artikulieren. Er hatte die Bilder gewiß im Kopf, aber es

blieb ihm in jungen Jahren, dem wichtigsten Lebensabschnitt in der Entwicklung eines Kindes, versagt, seine

Vorstellungen umzusetzen. Adonor fehlte die Möglichkeit, sich auszudrücken.

Er hatte Bilder, aber keine Worte.

Adonor beherrschte den richtigen Umgang mit Formen und Farben viel früher als seine Altersgenossen. Er

konnte die kompliziertesten Formen schon bald den adäquaten Gegenstücken zuordnen, während Gleichaltrige

und Ältere tolpatschig drauflosprobierten. Aber während sie in der Lage waren, ein Sechseck als solches zu

benennen, hatte Adonor Schwierigkeiten, wenigstens ein halbwegs verständliches »Chechek« durch die

gespaltene Oberlippe zu bringen.

Adonors Aussprache besserte sich mit zwei Jahren, als ihm eine künstliche Gaumenplatte eingesetzt wurde.

Aber zu diesem Zeitpunkt hatte er längst gelernt, sich auf andere Weise als durch Sprache auszudrücken.

Vielleicht waren, was seine Entwicklung betraf, seine Intelligenz und sein starkes Kima sogar ein Fluch.

Jedenfalls redete er immer weniger und ließ Symbole für sich sprechen.

Er baute mit einfachsten Mitteln Gebilde, die auf den ersten Blick, bei aller Naivität und kindlichen

Ausführung, unglaublich kompliziert erschienen. Kompliziert in der Weise, daß man Adonors

verschlungenen

Gedankenpfaden folgen mußte, um den Schlüssel seines Kodes zu finden.

Seine Gebilde waren zuerst einmal plump wirkende Formen aus Lehm, eingebettet in übereinander geschichtete

und scheinbar durcheinander gewürfelte Bausteine und ähnlichen Kinderkram, versetzt mit Pflanzen und

Abfallprodukten des Alltags.

Mit seinen Eltern und anderen Erwachsenen hatte er keine Schwierigkeiten, sie seinen Gedankengängen folgen zu lassen.

Bei anderen Kindern, auch älteren, war dies nicht so einfach. Sie konnten mit seiner Symbolik nichts anfangen,

und darum blieb ihm der Zugang zu Gleichaltrigen verschlossen. So gesehen, hatte Adonor keine richtige

Kindheit. Er wurde gleich in die Welt der Erwachsenen geboren.

Dies zeigte sich besonders an einem Beispiel.

So baute er seinen Lebensbereich auf, seine Welt: Die Lehmklumpen waren Molin und Zyna, er selbst und alle

Menschen seiner Welt, die er kannte. Kinder spielten darin keine Rolle, und in seinem Modell gab es dafür

auch keine Figuren; er hörte sie wohl, aber sie waren für ihn unerreichbar und darum unsichtbar.

Die Bauklötze

stellten ihr, der Cyrfants, Haus und die Häuser der Nachbarn dar, Abfallprodukte und Gebrauchsgegenstände

waren ihren Besitzern zugeordnet.

Mit dem rechten Blick und wenn man Adonor folgen wollte, konnte man darin mühelos das Modell seiner Welt

sehen. Und wenn man soweit war, dann erkannte man in den drei in den Boden gesteckten Blumen die drei

Kimasträucher der Cyrfants. Adonor bildete mit den drei Lehmklumpen einen Reigen um die Blumen und

zeigte sich überglücklich, als seine Mutter ihn gerührt küßte.

Am nächsten Tag waren die drei Blumen verwelkt. Adonor wurde daraufhin fiebrig, und es bedurfte viel guten

Zuredens durch seine Mutter, ihn davon zu überzeugen, daß die Blumen nur deswegen abgestorben waren, weil

er sie mit den Stengeln in den Boden gesteckt hatte.

»Pflanzen sind Lebewesen«, erklärte sie ihm. »Wenn du ein Leben knickst, dann vergeht es.«

Sie zeigte ihm, wie es ging, und als Adonor erkannte, daß Blumen an anderen Orten weiterleben konnten, wenn

man sie mitsamt den Wurzeln verpflanzte, hatte er seine bis dahin wichtigste Lektion über Leben und Werden

und den Tod erhalten. Er merkte sie sich.

Kurz darauf erhielt er eine andere Lektion.

Adonor hatte eine Spielgefährtin, eine richtige Plaudertasche mit Namen Soira. Da es ihm trotz der

Gaumenplatte schwerfiel, das »s« ungelispelt und das »r« überhaupt auszusprechen, nannte er sie lediglich

»Oi«, und Soira fand das sogar nett.
Oi hatte schon zu sprechen gelernt, bevor sie laufen konnte, und sie entwickelte schon bald eine erstaunliche
Redegewandtheit, mit der ihre Intelligenz jedoch nicht Schritt halten konnte.
Es gefiel ihr, mit Adonor zu spielen und seine Gesten und Manipulationen mit Gegenständen zu kommentieren.
Da sie ihm meistens nicht ganz folgen konnte, leistete sie sich unzählige Fehlinterpretationen, über die sie
nachher ausgelassen lachten, wenn Adonor ihr unter, einigen Mühen deren richtige Bedeutung erklärt hatte.
Adonor lachte aber nie so lauthals wie Oi, weil er das von ihm produzierte Geräusch selbst als Mißton empfand.
Er lachte lautlos, was ihm einen Ausdruck von unergründlicher Verschmitztheit verlieh, zumal seine Lippen
unter dem roten Haarbusch der Mundpartie nur zu erahnen waren. Sein Haar wuchs so üppig wie sein junger
Kimastrauch.
Als er ihr nun das Modell seiner Welt, wie er sie sah, zeigte, jauchzte Oi begeistert. Aber sosehr er sich auch
anstrengte, ihr die Bedeutung und den Sinn zu erklären, sie begriff nichts. Sie plapperte in kindlichem
Unverstand drauflos und begann plötzlich, die Bauklötze umzugruppieren, symbolträchtige
Gegenstände
durcheinanderzuwirbeln - kurzum, sie zerstörte Adonors so mühsam aufgebaute Welt.
Er kauerteverständnislos da und konnte nicht einmal einschreiten, als sie mit ihren plumpen
Händen die drei
Blumen ausriß und an anderer Stelle in den Boden zu stampfen versuchte.
Adonor war wie in Agonie, und als er daraus erwachte, begann er Oi zu schelten. Es hörte sich in den Ohren
des Mädchens furchtbar an; sie mußte die gutturalen Laute wie Schläge empfunden haben, denn sie lief
schluchzend davon und ließ sich nie wieder blicken.
Seine Mutter versuchte ihn zu trösten. Aber er verstand einfach nicht, wie Oi so mutwillig zerstören konnte,
was er so mühsam und liebevoll aufgebaut hatte.
»Wir tragen das unselige Erbe unserer Urahnen in uns«, versuchte ihm Zyna verständlich zu machen. »Bis zu
einem gewissen Alter leben wir einen ererbten Zerstörungstrieb aus - und danach, wenn unser Kima stark
genug geworden ist, nie wieder. Du bist da eine Ausnahme, Ado. Soira hat nichts Böses gewollt.«
Adonor beruhigte sich, er schien zu verstehen.
Die plastische Operation verlief erfolgreich. Es traten auch während des Heilprozesses keine Komplikationen
auf, und es blieb nur eine kleine Narbe zurück, ein heller Fleck an der Oberlippe, der seinen vollen Mund sogar
noch mehr zur Geltung brachte.
Mit fünf konnte Adonor Cyrfant bereits ganz normal sprechen. Es war noch ein fremder Klang in seiner

Lautgebung und Betonung der Worte, aber er sprach diese völlig korrekt aus. Nur sein Sprachschatz ließ noch zu wünschen übrig.

Er hatte den Kopf voller Bilder und Vorstellungen, aber es fehlten ihm dafür die Namen. Er hatte mehr Bilder als Worte - eine Fülle von Vorstellungen, aber kaum Möglichkeiten, diese umzusetzen. Dieses Manko trug er ein Leben lang mit sich.

Dies war der Grund, warum er sich bei komplizierten Zusammenhängen auch weiterhin der Darstellung zu bedienen versuchte.

Das besserte sich mit den Jahren.

Mit sechs hinkte er seinen Altersgenossen nicht mehr hinterher, und mit acht hatte er die meisten eingeholt. Er war zehn, als sein Vater voller Stolz behaupten konnte, daß Adonor bis auf ganz seltene Ausnahmen alle seines Jahrgangs in Sprache, Wortschatz und Ausdrucksweise überflügelt hatte.

Molin schöpfte neue Hoffnung, daß sein Sohn die Anlagen zu einem Friedensstifter haben könnte. Denn auch sein Kimastrauch war von üppiger Blüte und ungewöhnlichem Wachstum. Bald schon erreichten die obersten Triebe kitzelnd Adonors behaarte Nasenspitze und brachten ihn zum Niesen. Und es dauerte nicht lange, da mußte er zu den Blüten der Krone hinaufsehen.

So sehr Adonors Geist auch mit dem Kimastrauch wuchs, so blieb er von Gestalt unscheinbar. Wohin er auch kam, er war zumeist der Kleinste in der Runde. Nur seine dunkelroten Haare sprossen wie die Triebe seines Strauches. Er hatte wunderschönes Haar, glatt und borstig, aber von eigenständlichem Glanz, wie von einem inneren Leuchten.

Auf Anraten seiner Mutter rasierte er sich den Mund frei; einer der wenigen Ratschläge die sie ihm ab dieser Lebensphase geben konnte. Das widerspenstige Haupthaar ließ er jedoch wachsen und begann es sich in die Höhe zu striegeln und zu einem imposant wachsenden Turm zu kämmen, der, weil er sich das Haar zu schneiden weigerte, bald die Form eines Ballons bekam.

Das ließ ihn größer erscheinen, täuschte aber auch ein größeres Kopfvolumen vor. Ein anderes Vermächtnis seiner Mutter, das in späteren Jahren geradezu zu seinem Markenzeichen werden sollte, war die bunte, exzentrische Kleidung. Es war Zyna, die ihn von klein auf in Lagen körperfreundlicher, farbenfroher Tücher gewickelt hatte, und er behielt diese Gewohnheit bei. Für einen kleinen Jungen wirkte das lustig und verspielt, dem Mann in solchen Kleidern sagte man jedoch Narretei und Eitelkeit nach. Doch Adonor selbst begann, je wissender und begabter er wurde, immer mehr an sich zu zweifeln und sich

unwissender und unbegabter zu fühlen. Er wollte sich nie mit dem Erreichten zufriedengeben und erwartete von

sich stets mehr, als er zu leisten vermochte.

»Immer weiter zu dringen und höher zu streben ist eine Tugend«, erklärte sie in ihrer volkstümlichen Weisheit.

»Aber mehr zu wollen, als man geben kann, das ist Hochmut.«

Adonor hatte seine Mutter im Geiste längst schon überholt, und darum versuchte er erst gar nicht, ihr seine

Vorstellungen zu erklären. Er hätte dies zu diesem Zeitpunkt auch noch gar nicht vermocht. Zyna hätte dazu

wohl zu sagen gewußt, daß er dafür eben noch nicht »reif« genug sei. Aber die Sache lag etwas anders, hatte im

Prinzip mit Alter und Lebenserfahrung nichts zu tun, sondern es lag vielmehr daran, daß es einfach kein

Medium zu geben schien, das es ihm ermöglichte, seine Vorstellungen für andere verständlich umzusetzen.

Adonor beneidete seine Mutter sogar ein wenig wegen der Fähigkeit, die Dinge des Lebens in einfachen

Aphorismen und Phrasen darzustellen, jedes Problem auf einen einfachen Nenner bringen zu können.

Er selbst war nicht in der Lage, sich mit Allgemeinplätzen zufriedenzugeben, ohne auch hinter die Natur der

Dinge blicken zu wollen.

Freilich war er selbst erst in späteren Jahren dazu fähig, seine Ansprüche zu erkennen. Bis zum Alter von zwölf

Jahren war er nur von einer Unrast und Unzufriedenheit, einer stillen Verzweiflung erfüllt, ohne sich der

eigentlichen Ursache für seine Unruhe bewußt zu sein.

Irgendwann überkam es ihn wie ein Blitz, daß er anders als die anderen war, weil er jede Frage umkämpfte,

so daß die vordem dafür gültigen Antworten auf einmal keine Gültigkeit mehr besaßen.

Dabei verlangte er nicht viel.

Er trug so viele ungeklärte Bilder in sich, die sich im Lauf seiner Entwicklung angesammelt hatten, und wollte

nicht mehr, als sie beschreiben zu können.

Aber dieses wenige war mehr, als irgend jemand ihm geben konnte.

Es ging ihm dabei gar nicht darum, einen Sonnenaufgang in schönen Worten zu beschreiben oder bekannte

physikalische Gesetze allgemein verständlich darzulegen und den Flug und Gesang eines Vogels auszufabulieren; das alles wäre kein Problem für ihn gewesen.

Doch das war ihm nicht genug.

Ihm ging es um viel Abstrakteres. Er wollte tiefer in die Materie des Einzelnen und des Ganzen eindringen. Er

wollte das Zusammenwirken von Intellekt und Materie beschreiben können. Etwa die Auswirkung der

Gravitation auf die Psyche adäquat umsetzen, die Wirkung der ersten oder der letzten Sonnenstrahlen des Tages

auf das innerste Wesen der Natur verständlich machen, vielleicht den Gesang des Vogels und was

dieser
empfand, für jedermann begreifbar übersetzen können.
Die Beschäftigung mit solchen Themen erweckte bildhafte Assoziationen in ihm. Er war dabei
stets tief bewegt
und aufgewühlt. Und er fühlte, daß er einer Umsetzung des für andere Unvorstellbaren und
Unbegreiflichen
sehr nahe war.
Er begriff, und er hatte die Vorstellungskraft, die Geheimnisse in sich zu sehen. Nur gab es keine
Worte, die
Erlebnisse seiner Innenwelt zu beschreiben. Manche der ihn bewegenden Fragen konnten nicht
einmal gestellt
werden, weil es keine Begriffe dafür gab, sie zu benennen.
Darum begann er, trotz zunehmender Redegewandtheit, sich wieder der Symbolik seiner frühen
Kindheit
zuzuwenden, ohne sich jedoch mit der Verwendung simpler Versatzstücke zu begnügen.
Manchmal stellte er das, was ihn bewegte, mit seinem Körper dar und hoffte, daß seine
Körpersprache mehr
ausdrückte als unzulängliche Worte. Damit erntete er viel Applaus, aber wenig Verständnis.
Dann wiederum baute er aus sinnlos scheinenden, abstrakten Formen unglaubliche Gebilde, die,
als Ganzes
gesehen, den Betrachter seltsam zu berühren vermochten, ohne daß dieser jedoch zu erklären in
der Lage war,
welche Saite in ihm angeschlagen wurde.
»Vielleicht erreiche ich auf diese Weise dein Kima«, erklärte er, der Dreizehnjährige in dem
kindhaften Körper,
dazu und verunsicherte so die Betrachter nur noch mehr. »Wenn mir das gelingt, dann habe ich
mein Ziel
erreicht.«
»Und was ist der Sinn des Ganzen?« wurde er gefragt.
Noch einmal konnte ihm seine Mutter aushelfen, wenn er einen der Sprüche aus ihrem
Zitatenschatz in
abgewandelter Form verwendete.
»Der Sinn ist die Frage, die Frage der Sinn der Frage.«
»Und keine Antworten?«
»Hast du welche, dann gib sie mir.«
Adonor Cyrfant erreichte durch sein Wirken eine gewisse lokale Berühmtheit, die sich jedoch
rasch über Zonai
hinaus ausbreitete. Viele kamen, um mit ihm zu philosophieren, aber der exzentrische junge
Mann ließ sich auf
keine langen Gespräche ein. Zumeist zogen die erwartungsvollen Besucher so klug wie zuvor
wieder ab, oder
aber ihre Köpfe waren mit verwirrenden Eindrücken so vollgestopft, daß sie keinen klaren
Gedanken mehr
fassen konnten.
Doch waren sich alle einig, daß von Adonor Cyrfant eine Faszination ausging, die geradewegs
das Kima traf.
In dieser Phase seiner Entwicklung gefiel sich Adonor darin, die Leute, weil sie ihm in ihrer
Ignoranz die ihm

zustehende Anerkennung vorenthielten, vor den Kopf zu stoßen. Aber dadurch ließen sie sich nicht

abschrecken, es war gerade so, als wollten sie sich von ihm das Zeugnis für ihre Dekadenz besiegen lassen.

Er fand die meisten in der Tat dekadent. Was anderes sollte man von ihnen halten, wenn sie einen, der

progressiv und fortschrittlichen Geistes war, bloß begaffen wollten wie ein Monster mit zwei Köpfen.

Aber mit diesem Pauschalurteil wurde er nicht allen gerecht, und er wußte es. Es waren auch kluge und

ernsthafte Leute unter den Besuchern, sie konnten ihm lediglich nicht folgen.

Molin, sein Vater, genoß die Schau, und er fand, daß er ein wenig auch auf sich stolz sein konnte, weil er

anfangs die Werbetrommel für seinen Sohn gerührt hatte.

Und nun erwartete er einen ganz besonderen Besucher.

Dieser kam unbemerkt und beobachtete Adonor Cyrfant insgeheim, sprach mit den Besuchern und bildete sich

danach ein Urteil. Schließlich trat er an den wundersamen jungen Mann heran.

Adonor konnte es nicht fassen, sich plötzlich und unerwartet dem Friedensstifter Farbar Rosanam gegenüberzusehen.

»Meister ...«, begann er. Wie immer eilten die Bilder in seinem Kopf ihm voraus, so daß er die Sprache verlor.

»Willst du mich so nennen? Möchtest du mein Schüler werden?« fragte Farbar Rosanam.

Ein Traum schien für Molin wahr zu werden. Er war am Ziel seiner Wünsche; sein Sohn hatte es erreicht.

Aber der Traum währte nur einen Monat lang. Danach landete das Schiff des Friedensstifters Farbar Rosanam

zum zweitenmal in Zonai und entlud Adonor Cyrfant.

Molin konnte es nicht fassen. Er wollte von Adonor den Grund für diese Schmach wissen.

Dieser sagte: »Ich habe Meister Rosanam nur gefragt, was das Kima denn nun eigentlich sei. Er konnte mir

nicht antworten. Kannst du mir die Antwort geben, Vater?«

4.

Roi Danton war auf der LETICRON völlig isoliert. Während der vier Zwischenstopps, die sie auf dem Flug in

die Eastside machten, wurde ihm nicht einmal erlaubt, sich mit seiner Mannschaft in Verbindung zu setzen.

Obwohl er sicher war, daß seine Leute sich nach ihm erkundigten, wurde er darüber nicht informiert.

Es fanden keine Gespräche mit Paylaczer statt; er bekam die Überschwere nicht einmal zu sehen.

Die

Mahlzeiten wurden ihm in seiner Kabine serviert. Da es sich dabei aber ausschließlich um von Paylaczer

bevorzugte Gerichte handelte, rührte er sie nicht an. Glücklicherweise hatte man ihm seinen SERUN gelassen,

so daß er sich selbst versorgen konnte.

Aber es war ihm nicht möglich, über den Hyperkom seines SERUNS Kontakt mit der MONTEGO BAY

aufzunehmen. Seine Kabine war entsprechend abgesichert. Er fragte sich, was Paylaczer mit diesen Maßnahmen bezweckte. Was hatte sie davon, ihn für ein paar Tage schmoren zu lassen? Um ihn zu zermürben, reichte die Isolation nicht aus. In diesem Fall hätte sie ihn schon stärkerem Psychoterror aussetzen müssen. Die einzige Erklärung war die, daß Paylaczer ihn von Cebu Jandavari fernhalten und ihm keine Informationen über die galaktische Entwicklung zukommen lassen wollte. Damit traf sie ihn wirklich, denn ohne die Lage zu kennen, konnte er auch keine weiteren Schritte planen. Er mußte tatenlos herumhängen, ohne zu wissen, wie sich die Ereignisse entwickelten. In der Milchstraße brannte die Lunte am Pulverfaß, ganz ohne Zweifel. Und dies war ganz eindeutig die Schuld der Friedensstifter. Seit vierzehn von ihnen von ES Zellaktivatoren bekommen hatten, waren sie offenbar einem Machtrausch verfallen. Anders war es nicht zu erklären, daß sie, anstatt Frieden zu stiften, für Unfrieden in der Galaxis sorgten. Es fragte sich nur, ob dies vorsätzlich geschah oder einfach ihrem politischen Unvermögen zuzuschreiben war. Wie sollten Wesen einer anarchistischen Gesellschaftsstruktur denn plötzlich auch galaktische Politik machen können; sie mußten in diese oder jene Richtung einfach über das Ziel hinausschießen. War es ihrer Unwissenheit zuzuschreiben, daß sie die Topsider, Blues, Springer und Überschweren zum Austritt aus der galaktischen Gemeinschaft zu bewegen versuchten? Konnte man den Friedensstiftern eigentlich noch einräumen, daß sie ohne böse Absicht handelten, wenn sie die Lager der Kosmischen Hanse leer kauften und die Waren den Springern zur Verfügung stellten - und sie so quasi zu Beherrschern des galaktischen Marktes machten? Wie falsch konnten sie den Auftrag von ES, für eine neue galaktische Ordnung zu sorgen, denn eigentlich verstehen? War es auf eine naive Fehlinterpretation dieses Auftrags zurückzuführen, daß die Friedensstifter, zumindest jene, die Träger von Zellaktivatoren waren, dem eigenen Volk die Freiheit nahmen und es in die Zwangsjacke einer strengen, mit eiserner Faust durchgesetzten Ordnung zwängten? Oder war es so, daß sie ihre Fähigkeit, Streit zu schlichten und Frieden zu stiften, allmählich verloren? Wie konnte das so plötzlich geschehen? Roi Danton scheute davor zurück, nach möglichen Antworten auf dieses Problem zu suchen. Er wollte durch das Studium der Person der Cebu Jandavari und durch eine Analyse ihrer Person stichhaltige Beweise für den Grund ihrer Handlungsweise finden. Spekulationen halfen nicht weiter.

Er schlug die Wartezeit auch damit tot, daß er sich die Aufzeichnung des Gesprächs mit Paylaczer wiederholt vorspielte.

... ich werde Cebu Jandavari zu beschützen wissen. Ich liebe und verehre sie ...

Diese Worte klangen seltsam aus dem Munde eines Ungeheuers wie Paylaczer. Aber sie waren ohne Zweifel

ehrlich gemeint. Nichts zeigte deutlicher die Macht der Friedensstifter als die Tatsache, daß diese biologische

Kampfmaschine in Hörigkeit zu Cebu Jandavari geraten war.

Paylaczer war unter dem Einfluß der Friedensstifterin so formbar wie Wachs geworden. Sie würde für sie alles

tun. Vor nichts zückt schrecken, auch nicht vor einem galaktischen Krieg.

Und das Seltsame, ja geradezu Abartige an der Situation war, daß Paylaczer dies nicht als bezahlte Söldnerin,

sondern als der Cebu Jandavari im Geiste verpflichtete Leibkriegerin tun würde.

Roi Danton war froh, als endlich am 20. Juli, nach vier Tagen Gefangenschaft, drei weibliche Überschwere in

seiner Kabine erschienen und ihn wortlos hinausschubsten. Da er befürchtete, sie könnten eine Art

Spießrutenlaufen mit ihm vorhaben, schaltete er seinen Individualschutzschild ein.

Als die Überschweren erneut Hand an ihn legen wollten, zuckten sie schreiend zurück. Aber sie sprachen

weiterhin kein Wort mit ihm. Sie nahmen ihn in die Mitte und eskortierten ihn schweigend zu dem Hangar mit

seinem Shift. Die vier Ertruser waren bereits an Bord. Man hatte sie erneut paralysiert oder erst gar nicht wieder

zu sich kommen lassen.

Roi hatte bereits auf dem Weg zum Hangar versucht, die MONTEGO BAY zu erreichen, und Sprechfunkkontakt mit Gensech Timol bekommen.

»Du lebst, Roi!« rief sein Stellvertreter beim Klang seiner Stimme aus, als hätte es daran berechtigte Zweifel

geben können. »Paylaczer hat uns über dich im Ungewissen gelassen. Alles in Ordnung mit dir?«

»Mein schlimmstes Leiden ist die Langeweile«, antwortete Roi Danton. »Ich habe nicht einmal eine Ahnung,

wo wir sind.«

»Die Flotte fliegt gerade ins Anira-System ein.«

Der einzige Planet der Sonne Anira war Drostett, die Heimatwelt des Friedensstifters Balasar Imkord.

Stand ein Treffen der Friedensstifter bevor? War dies der Grund, warum Paylaczer ihn isoliert hatte, damit er

nicht erfuhr, welches Ziel sie anflogen, so daß er die Information nicht weitergeben konnte?

In der Tat, die Überschwere hatte ihm damit eins ausgewischt.

»In der Mannschaft alles ruhig«, berichtete Gensech Timol als erstes, nachdem Roi Danton an Bord gekommen

war, während die MONTEGO BAY mit den Walzenraumern der Überschweren auf Geheiß von Cebu Jandavari

in den Orbit einflog und dort in Parkposition ging.

Der Erste Pilot fuhr fort:

»Wir haben auf dem Flug von M 13 in den Simban-Sektor insgesamt sieben Zwischenstopps eingelegt. Aber das waren keine Orientierungsmanöver. Wir haben von der LOMORAN jedesmal eine Reihe von Hyperkomsignalen geortet, die in verschiedene Richtungen abgeschickt worden sind. Daraus ging hervor, daß die Jandavari Verbindung mit den anderen vierzehn Friedensstiftern aufgenommen hat. Wir haben sie aufgezeichnet, du kannst sie dir anhören. Aber sie sind nichtssagend. Wie geht es Dorina Vacker. Wo ist Pindor Gheekan unterwegs. Wann ist Aramus Shaenor auf Lingora anzutreffen. Solch banales Zeug. Es muß sich um verschlüsselte Nachrichten gehandelt haben. Und nachdem die Friedensstifterin erfahren hat, daß Balasar Imkord sich auf seiner Heimatwelt aufhält, hat sie Kurs nach Drostett nehmen lassen. Ich schätze, die beiden werden sich einiges zu sagen haben. Und wie war das Rendezvous mit Paylaczer, Roi?« Er schilderte in knappen Worten, was die Überschwere mit ihm angestellt hatte, und schloß: »Wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Kann sein, daß sie schon auf Drostett ihr Mütchen an mir kühlen will und auch nicht vor Willkürakten gegen die Mannschaft zurückschreckt. Ich werde entsprechende Instruktionen ausgeben, daß sich die Leute nur in Gruppen von Bord begeben und sich an belebten, öffentlichen Orten aufzuhalten sollen.« »Das sollte nicht schwierig sein«, meinte Taika Mongue. »An den Nanturschönheiten von Drostett ist deine Crew sowieso nicht interessiert.« Aber dieses Problem war vorerst nicht akut, denn Cebu Jandavari meldete sich über Bildsprechfunk und verlangte, daß die MONTEGO BAY noch im Orbit bleiben solle. Es klang nicht wie ein Befehl, sondern die Friedensstifterin trug das Anliegen wie eine Bitte vor. Roi war jedoch klar, daß er nicht widersprechen durfte. »Was ist der Grund für diese Maßnahme?« erkundigte er sich statt dessen in lingo; er hatte viel Zeit unter dem Hypnoschuler dafür aufgewandt, die Sprache der Linguiden zu lernen, und beherrschte sie inzwischen recht gut. »Meine Mannschaft wird nicht verstehen wollen, warum sie auf Landurlaub verzichten soll. Was soll ich den Leuten sagen?« »Ich weiß einen wirklich kurzweiligen Zeitvertreib«, sagte Cebu Jandavari mit jenem giftigen, spöttischen Unterton, den sie sich in letzter Zeit angewöhnt hatte. Sie war eine stattliche Erscheinung und mit 180 Zentimetern für eine Linguidin ungewöhnlich groß. Nach einem Besuch ihres Kimastrauchs war die Schwarzhaarige als Albino mit schlohweißem Körperhaar und roten Augen zurückgekommen, geradeso, als hätte sie eine Metamorphose durchgemacht, bei der das

arkonidische

Gen voll durchgeschlagen hatte.

Diese körperliche Veränderung war gleichzeitig mit einem Wachstumsschub von Cebu

Jandavaris Kimastrauch

vor sich gegangen. Die Friedensstifterin war der Überzeugung, daß diese wundersame Wandlung ihres Äußeren

und die Wucherung ihres Kimastrauchs eine Potenzierung ihrer geistigen Fähigkeiten zur Folge hatten: Ebenso

wie ihr Lebensstrauch werde auch ihr Kima ins Unendliche wachsen.

Diese Gedanken schossen Roi durch den Kopf, während er den Worten der Friedensstifterin lauschte.

»Das Drostett-TV überträgt ein epochales Ereignis«, fuhr sie fort. »Aber es ist erst der Anfang. Sieh es dir an,

Roi, und sage mir dann, was du davon hältst. Du wirst bestimmt überwältigt sein.«

»Das werde ich tun, Meisterin«, versicherte Roi Danton und versuchte dabei, erwartungsvoll zu klingen und

seine Enttäuschung zu unterdrücken.

»Sag einfach Cebu zu mir!« bat sie ihn. »Diese vertrauliche Anrede ist unter Freunden angemessen. Wir sehen uns auf Drostett, Roi.«

Mit diesen Worten und einem kokett gemeinten Lächeln unterbrach sie die Verbindung.

»Die LOMORAN und die Walzenschiffe verlassen den Orbit und setzen zur Landung auf Drostett an«, meldete

die Ortungszentrale.

»Wir haben eine Pflichtübung zu absolvieren«, erklärte Roi und fügte ergeben hinzu: »Schauen wir, was das

Drostetter TV zu bieten hat.«

Balasar Imkord hatte sein Gewand gegen eine einfache Kutte mit Kapuze gewechselt. Er hatte den Blick seiner

Augen in die vor ihm liegende Ferne gerichtet. Die um die Augen liegende glattrasierte Haut war von der

Sonne gerötet, der- vollippige Mund war zu einem ernsten Strich geformt.

Jetzt drehte er sich langsam um und nickte lächelnd, eine wohlwollende Geste. Sein ausdrucksstarkes Gesicht

signalisierte: Es ist soweit. Dann stülpte er sich mit beiden Händen wie als feierliches Zeremoniell die Kapuze

über den Kopf und setzte sich schweigend in Bewegung. Aufrecht. Mit stolz erhobenem Haupt. Den Blick

geradeaus gerichtet.

Die Kamera machte einen langsam Schwenk und zeigte die Szene, die in Balasar Imkords Rücken lag.

Einige Linguiden in Großaufnahme füllten das Bild. Sie waren wie Balasar Imkord in Kutten gekleidet. Sie

setzten sich wie auf Kommando in Bewegung und folgten dem Friedensstifter. Die Kamera fuhr zurück und

deckte auf, daß hinter dieser Gruppe noch mehr Linguiden waren, die sich in Marsch gesetzt hatten. Dutzende.

Hunderte.

Die Kamera wich noch weiter zurück und erfaßte weitere Reihen von Pilgern. Und während die Kamera immer weiter zurücksetzte und gleichzeitig schwenkte, wurde offenbar, daß nicht bloß ein paar hundert Linguiden diesem Pilgerzug angehörten - es waren Tausende und aber Tausende, die ein unüberschaubares Heer bis fast zum Horizont bildeten.

Sie alle folgten Balasar Imkord auf seinem Weg.

Was für ein Aufmarsch!

Die Szene wechselte. Eine fliegende Kamera fing den forsch ausschreitenden Friedensstifter an der Spitze des

Pilgerzuges ein, hob vom Boden ab und glitt dann in gemächlichem Flug bis zum Ende der sich vorwärts bewegenden Linguidenschlange. Die Szene wurde ungeschnitten gesendet und dauerte weit über eine

Viertelstunde.

Danach wurde wieder Balasar Imkord in Großaufnahme gezeigt. Das Gesicht eines Auserwählten.

Entschlossen. Feierlich. Die Inkarnation von Würde, Wissen und Macht und Güte und Verständnis.

Gelegentlich wurden Impressionen aus den Reihen der Pilger zwischengeschnitten, aber danach wurde

jedesmal zu dem Friedensstifter an der Spitze übergeblendet. Und dann folgten wieder Aufnahmen der

fliegenden Kameras, die die staubverhangene Luft durchteilten.

Diese Einstellungen wiederholten sich in ermüdender Regelmäßigkeit. Stunde um Stunde.

Endlich kam etwas

Abwechslung in die Sache. Balasar Imkord erreichte nach einem halben Tag die bewaldeten Ausläufer eines

Gebirges. Die Kameras fingen das mächtige Massiv vor der tiefliegenden Sonne Anira in einer Totale ein. Nach

dieser schier endlos dauernden Einstellung wurde langsam auf die Pilgerschlange gezoomt, die sich durch das

unebene Gelände wand und zwischen den Bäumen des Waldes verschwand.

Noch vor Sonnenuntergang erreichte Balasar Imkord eine senkrechte Felswand. Vor dieser hielt er an, drehte

sich zu den Pilgern um und gebot ihnen mit einer Handbewegung Halt. Dann wandte er sich zur Seite, wo eine

Quelle entsprang. Deren Wasser nährten einen kleinen Bach, der sich zwischen den Felsen dahinschlängelte.

Der Friedensstifter kniete vor der Quelle nieder und trank aus seiner hohlen Hand. Er benetzte sich das

stoppelhaarige Gesicht und schöpfte sich einige Handvoll des Wassers über den Schädel. Danach trank er

wieder ein paar Schluck, trocknete sich das Gesicht mit der Kapuze und setzte seinen Weg fort.

Die Kameras fingen in der Folge die Pilger ein, wie sie sich in endloser Schlange entlang, dem Bach an dessen

Wasser labten, um danach dem Friedensstifter auf seinem Gang zu folgen. Dieser Ablauf wurde

in unzähligen
Einstellungen, aus allen möglichen Perspektiven gezeigt.
Die Nacht wurde von unzähligen Lichtern erhellt; Spots, die entlang einem Pfad aufgestellt
waren, der sich bis
zum Gipfel des Zweieinhalbtausenders hinaufwand. Die Scheinwerfer schalteten sich ein, wenn
Balasar Imkord
in den Bereich ihrer Sensoren trat, und markierten so den zurückgelegten Weg.
Der Friedensstifter ließ die Baumgrenze in tausendfünfhundert Meter hinter sich. Nur noch
vereinzelte Pflanzen
reckten sich zwischen nacktem Fels; die fliegenden Kameras fingen sie ein, tasteten sie von allen
Seiten ab und
zoomten dann auf die vorbeiziehenden Pilger.
In weiteren Totalen wurde immer wieder das endlose Lichterband gezeigt, das Balasar Imkords
Aufstieg bis
zum Gipfel des Berges markierte.
Endlich hatte der Friedensstifter den Gipfel erreicht. Hier gab es keine Spots, nicht einmal
Positionslichter.
Balasar Imkord war als schemenhafter Schatten vor dem schwach flimmernden Sternenhimmel
zu sehen. Er
ließ sich vor einer Mulde nieder und versank offenbar in Meditation.
In der Folge wurden nur noch Pilgerszenen geboten. Sonst tat sich in dieser Nacht nichts.
Interessanter wurde es erst wieder, als die Sonne ihre ersten Morgenstrahlen über den Horizont
schickte und
den Gipfel in ein rotgoldenes Licht hüllte. Die Kameras tasteten sich an Balasar Imkord heran,
wie er mit
geschlossenen Augen vor der kleinen Senke am Gipfel des Berges ausharrte.
Irgendwann schlug er die Augen auf und lenkte seinen Blick auf etwas in der felsigen Mulde.
Und dann sprach
der Friedensstifter zum erstenmal während dieses Pilgermarsches, und während er sprach,
schwenkte die
Kamera langsam auf die Mulde.
»Seht, Linguiden!« sagte Balasar Imkord salbungsvoll. »Seht mit mir das Wunder des
Wachstums und der
Erhöhung! Hier zeige ich euch meinen Kimastrauch in unglaublicher Pracht. So, wie er in
wenigen Monaten
doppelte Größe erreicht hat, ist auch mein Kima gewachsen. Seine Größe ist nicht nur Beweis für
das
Wachstum meines Kimas, er ist gleichzeitig auch Symbol für die Entwicklung eines ganzen
Volkes in
schwindelerregende geistige Höhen. Ihr alle wachst mit den Kimasträuchern eurer Friedensstifter.
Ihr seid
Auserwählte, dazu bestimmt, den Kosmos neu zu ordnen. Kommt und bestaunt mit mir das
Wunder des
Lebens!«
Die Inszenierung war perfekt. Während die Worte des Friedensstifters klar und deutlich die
Szenerie eines
neuen Morgens untermalten, kam der Kimastrauch voll ins Bild. Der Strauch war zu einem vier
Meter hohen

Baum gewachsen. Zu einem Baum mit einer dichten Blütenkrone. In einer Felsmulde mit karger Krume - einer

Insel des Lebens in lebensfeindlicher Umgebung.

»Kommt und seht! Kommt und staunt!«

Während des Sprechens winkte Balasar Imkord die Pilger, die ihn auf den Gipfel des Berges mit seinem

Kimastrauch begleitet hatten, mit beiden Händen zu sich heran. Er wiederholte immer wieder dieselbe Litanei

mit salbungsvoller Stimme. Und er blickte in die fliegenden Robotkameras, die ihn umschwärmtten wie

seltsame Vögel, und winkte auch sie zu sich und seinem Kimastrauch.

»Kommt und seht das Wunder! Alles Volk soll an diesem Wunder teilhaben. Kommt näher!«

Die Robotkameras kamen der Aufforderung nach und hielten den zum Baum gewachsenen Kimastrauch in

allen Details und von allen Seiten fest. Und die Pilger zogen staunend an dem auf wundersame Weise

gewachsenen Kimastrauch vorbei.

Es dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht und bis Mittag des nächsten Tages, bis der letzte Linguide

Balasar Imkords Kimastrauch passiert hatte.

Bei diesem handelte es sich um einen alten, gebeugt gehenden Mann mit schütterem, farblosem Körperflaum.

Balasar Imkord schloß zu ihm auf, legte ihm die Hand auf die Schulter und lächelte ihn warm an. Man konnte

förmlich sehen, wie dem alten Linguiden das Herz aufging. Er nickte dem Friedensstifter ergriffen zu und

drückte dessen Hand.

»Was für ein kitschiges Spektakel«, sagte Marfin Kinnor zu Gensech Timol und schüttelte sich angewidert.

»Haben die Friedensstifter so etwas nötig?«

Roi Danton kam gerade in die Kommandozentrale zurück, als der Zweite Pilot dies sagte. Er hatte sich

zwischendurch zweimal für kurze Ruhepausen in seine Kabine zurückgezogen.

»Mich wundert viel mehr an dieser Schau, daß sie sich aus purer Effekthascherei derart vermarkten«, meinte er.

»Früher waren den Friedensstiftern ihre Intimsphäre und ihre Kimasträucher heilig. Sie haben sie vor den

Blicken anderer geschützt und eifersüchtig behütet. Eine solche Massenveranstaltung wäre undenkbar gewesen.

Daß diese auch noch über den ganzen Planeten ausgestrahlt wird, macht die Sache auch nicht schlimmer. Das

ist der Ausverkauf der linguidischen Kultur.«

Einen Tag später, nachdem in langatmigen Bildern die Rückkehr des Friedensstifters in sein Heim gezeigt

worden war, meldete sich Cebu Jandavari über Interkom.

»Hast du meinen Rat befolgt, Roi?« fragte der Albino mit erwartungsvollem Blick in den roten Augen. »Hast

du dir Balasar Imkords Pilgergang angesehen? Ja? Was hast du dabei gefühlt?«

Roi Danton atmete hörbar ein, dann sagte er:

»Ich glaube, ich habe etwas von der Glorie gespürt, die Balasar Imkord ebenso wie dich und die anderen

Friedensstifter umgibt. Es ist, als hätte sich etwas von dem Kima, das euch so einmalig macht, auf mich übertragen.«

»Ja«, sagte Cebu Jandavari. »Ja, wie recht du hast.«

Dann gab sie Roi Danton Landeeraubnis.

5.

1148-1171 NGZ

Adonor litt sehr unter der Ablehnung des Meisters Farbar Rosanam.

Seine erste Reaktion war, ihn der Unfähigkeit zu zeihen. Der Meister erkannte sein Talent nicht.

Der Meister

konnte einfach nicht sehen, was in ihm steckte. Wie gerne hätte Adonor ihm einen Blick in seinen Kopf

gewährt, um ihm die Vielfalt der dort enthaltenen Bilder zu zeigen. Der Meister war einfach unfähig!

In der Tat handelte es sich bei Farbar Rosanam um einen unbedeutenden Friedensstifter. Er hatte keine großen

Verdienste um sein Volk vorzuweisen. Farbar Rosanam schlichtete mal hier einen kleinen Streit und fällte ein

andermal dort ein Urteil, das keine weiteren Konsequenzen nach sich zog; weder im Positiven noch im

Negativen. Hätte er nicht eingegriffen, es hätte sich im Grunde wohl nichts geändert.

Ja, gewiß, Meister Rosanam war der unfähigste lebende Friedensstifter. Und Adonor war sich in der ersten

Enttäuschung ganz sicher, daß er ihn nur deswegen verstoßen hatte, weil er die Antwort auf eine ganz einfache

Frage nicht geben konnte.

Was ist das Kima?

Aber mit der Zeit erkannte Adonor, daß die Verweigerung der Antwort nicht an der Unfähigkeit des Meisters

Rosanam lag. Es war offenbar so, daß niemand eine befriedigende Antwort geben konnte. Wen Adonor auch

fragte, niemand schien die Antwort zu kennen.

Die Frage begann in ihm zu nagen.

Jeder Linguide besaß ein Kima. Wieso kam es, daß dieses unerklärliche Etwas den einen zum Friedensstifter

machte und dem anderen die Fähigkeit, die Sprache als machtvollles Instrument einzusetzen, nicht gegeben

war?

Was seine Mutter Zyna betraf, da kam er leicht klar. Sie war eine einfache Person und schon darum nicht in der

Lage, ihr Kima zu schulen. Oder aber sie hatte ein schwaches Kima und war darum ein einfaches Wesen.

Auch sein Vater lieferte ihm ein leicht deutbares Bild. Er war so engstirnig und eitel, daß auch sein Kima, und

wäre es noch so ausgeprägt, ihm nicht zur Weitsicht und Toleranz verhelfen konnte. Oder er hatte

diese seine negativen Eigenschaften so sehr gepflegt, daß sein Kima darüber verkümmern mußte. Aber was war mit jenen, die über eine überragende Intelligenz, einen ausgeprägten Intellekt und ungewöhnliche Fähigkeiten verfügten? Sie mußten wohl auch ein starkes Kima besitzen. Und wenn zwei über ein gleich stark ausgeprägtes Kima verfügten, wieso eignete sich der eine zum Friedensstifter, während dem anderen nie die passenden Worte in den Sinn kommen wollten?

Adonor hatte während des einmonatigen Aufenthalts auf Rosanams LEI-ANA erkannt, daß er den meisten Schülern geistig überlegen war. Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, daß sie nicht in der Lage waren, seinen Gedankengängen zu folgen. Aber kam es nicht auf dasselbe hinaus? Wie auch immer, Adonor hatte sich ihnen überlegen gefühlt, nicht aus Überheblichkeit, sondern weil er ihnen in fast allen Belangen auch wirklich überlegen war. Nur in einem Punkt nicht. Nicht in der Redegewandtheit. Das lief wiederum auf die Frage hinaus, wieso ihnen ihr Kima erlaubte, die richtigen Worte und die genauen Nuancen in der Betonung zu finden, während er, obwohl ihnen überlegen, unfähig war, die Sprache wirkungsvoll zu benutzen.

Er hatte die treffenden Bilder im Kopf, nur fehlten ihm die dazugehörigen Worte. Woher kam das? Woran lag es?

Er fand eine Antwort, nur befriedigte ihn diese nicht.

Er konnte auf eine schwere Kindheit zurückblicken. Sein Geburtsfehler hatte ihn in der Entwicklung gehemmt.

Wegen seines gespaltenen Gaumens hatte er Schwierigkeiten gehabt, sich zu artikulieren und die Sprache als wirkungsvolles Instrument zu nutzen.

Das klang so richtig und plausibel wie irgendeines der Naturgesetze.

Aber Adonor wollte das nur zum Teil gelten lassen. Er suchte ja nicht wirklich nach Ausreden dafür, daß ihn Meister Rosanam gefeuert hatte. Er wollte herausfinden, was es war, woran er letztlich gescheitert war, und was er hätte tun können - oder noch tun könnte -, um diese Hürde zu nehmen.

Wie konnte man sein Kima schulen, wie es beeinflussen, um es in eine ganz bestimmte Richtung zu lenken?

Wie konnte man lernen, die Sprache wie ein Friedensstifter zur gesteuerten Beeinflussung anderer zu gebrauchen?

Das mündete jedoch wieder in die Ausgangssituation zurück. Zur Frage, was das Kima sei und wie man es erklären konnte. Nur wenn man dieses Wissen besaß, wurde man das Kima auch entsprechend beeinflussen können.

Aber es schien keine Antwort darauf zu geben.

Adonor drohte an dieser Frage zu zerbrechen.

Er litt vier Jahre lang unter diesem seinem Unvermögen. Erst mit achtzehn war er so weit gefestigt, daß er sich

mit den Tatsachen abgefunden hatte. Er besaß ein starkes Kima, das ihm viele ungewöhnliche Talente

bescherte. Doch er hatte einfach nicht das Zeug zu einem Friedensstifter. Damit fand er sich ab.

Doch die eine Frage quälte ihn nach wie vor: Was ist das Kima?

Es sollte zweiundzwanzig Jahre dauern, bis er sich an eine mögliche Antwort herangetastet hatte. In diese Zeit seiner Qualen fiel es, daß der Wall um die Milchstraße niedergerissen wurde. Es gab plötzlich

wieder eine freie Raumfahrt, die Völker der Galaxis konnten aufatmen, sich der Fesseln entledigen und mit dem

Wiederaufbau ihrer Zivilisationen beginnen.

Es stellte sich heraus, daß es ein einziges Individuum gewesen war, das die ganze Galaxis unter mehreren

Identitäten geknechtet hatte.

Monos. Der Einzige und Einzigartige.

Für das Volk der Linguiden aber änderte sich nichts. Es war nie unfrei gewesen, es hatte auf die vor hundert

Jahren entwickelte Raumfahrt - dank der Weitsicht seiner Friedensstifter, sich dem Zugriff der die Galaxis

beherrschenden Macht durch »Unsichtbarkeit« zu entziehen - nie verzichten zu brauchen.

Kein einziger Linguide war je von den Cantaro geklont worden.

Es sollte sich nach dem Willen der Friedensstifter an dem Status quo auch nach Monos weiterhin nichts ändern.

»Wir müssen unsichtbar bleiben«, sagten sie. »Unsere Zivilisation, unser soziales Gefüge, unterscheidet sich

grundlegend von dem der anderen Völker. Wir müssen alle schädigenden Einflüsse von uns fernhalten. Darum

dürfen wir nichts tun, um die Aufmerksamkeit der anderen Bewohner der Galaxis auf uns zu lenken. Wir

müssen so weiterleben, als hätten wir immer noch Monos' grausame Macht zu befürchten.

Solange wir

unsichtbar bleiben, können wir unsere Selbständigkeit bewahren.«

Die Verwirklichung dieses Vorsatzes war nicht ganz leicht, denn die Linguiden lebten im Einflußbereich der

Tentra-Blues, und das Teshaar-System mit der Heimatwelt Lingora lag in unmittelbarer Nähe der Sonne

Simban, dem Zentralgestirn des Tentra-Imperiums.

Unter Monos, als es so gut wie keine Raumfahrt gab und die Tentra-Blues an ihre Planeten gefesselt waren, war

es leichter, die Existenz des linguidischen Volkes geheimzuhalten. Und selbst wenn es zu Kontakten kam,

blieben die Informationen lokal eingegrenzt, denn es gab keine Nachrichtenmedien und kein öffentliches

galaktisches Kommunikationssystem.

Doch jetzt, da eine regelrechte galaktische Völkerwanderung einsetzte und auch der Simban-Sektor wieder

vermehrt von Raumschiffen frequentiert wurde, ließ es sich nicht vermeiden, daß das geheime Sternenreich der Linguiden entdeckt wurde.

Es traf die Linguiden hart, daß der Raumschifffriedhof Assih-Barang, diese Fundgrube technischen

Knowhows und Impulsgeber für die linguidische Raumfahrt, den anderen Völkern nicht verborgen blieb und

von ihnen geplündert wurde. Doch konnten die Linguiden diesen Verlust verschmerzen, weil sie inzwischen

eine eigenständige Raumschiffsindustrie aufgebaut hatten. Man mied Assih-Barang von nun an einfach.

Viel schlimmer als dieser Verlust und alles andere war die Angst vor einer Entdeckung durch das Galaktikum.

Doch dank der Fähigkeiten der Friedensstifter wurden die Linguiden in den ersten zwei Jahrzehnten der Post-

Monos-Ära in Ruhe gelassen. Die Friedensstifter halfen den Blues so manchen Streit zu schlichten, so daß diese

ihnen zu Dank verpflichtet und darauf bedacht waren, die Gunst dieser unfehlbaren Schiedsrichter für sich alleine zu bewahren.

Obwohl die Linguiden das »unsichtbare Volk« blieben, bekamen sie sehr wohl mit, was sich in der Galaxis tat.

So strömte ihnen viel neues Wissen zu, und es ließ sich nicht vermeiden, daß sie fremden Einflüssen ausgesetzt

waren. Da die Linguiden in Anarchie lebten, stand es den Friedensstiftern nicht zu, diese Einflüsse von ihnen

fernzuhalten; sie wollten nur vermeiden, daß das linguidische Sternenreich vom »Moloch Galaktikum«

verschlungen wurde.

Und das gelang ihnen über zwei Jahrzehnte hinweg.

Von all den Strömungen, den neuen Erkenntnissen und Informationen, dem geballten Wissen über die anderen

Völker, die die Linguiden erreichten, interessierte Adonor nur ein Punkt.

Geschichtsforschung!

Dieser seinem Volk bisher kaum geläufige Begriff erweckte in ihm ganz bestimmte Bilder. Zuerst hatte er

jedoch recht begrenzte Vorstellungen davon. Doch je mehr Informationen ihm zuflossen, desto deutlicher

wurde ihm, was das für ein weitgestecktes Feld war.

Abstammungslehre war einer der vielen Unterbegriffe, die es Adonor angetan hatten.

Eine Erkenntnis traf ihn wie der Schlag einer Keule.

Alle raumfahrenden Völker der Milchstraße kannten ihre Geschichte. Sie wußten, woher sie kamen, ob sie in

direkter Linie von den Lemurern abstammten, die vor rund 50.000 Jahren aus der Galaxis geflohen waren, oder

von deren Nachfolgern, den Arkoniden, Akonen oder Terranern - oder ob sie sich wie die Blues, Unither und

die Topsider selbstständig - und vor allem, aus welchen Urformen des Lebens entwickelt hatten.

Sicher, es gab in der Geschichte eines jeden dieser Völker noch Rätsel, aber im Vergleich dazu wußten die

Linguiden rein gar nichts über sich.

Bis zu diesem Zeitpunkt war diese Unwissenheit über die eigene Abstammung auch noch von niemandem als

Manko aufgefaßt worden. Aber nun, mit der Tatsache konfrontiert, daß andere Völker so ausführlich Bescheid

über sich wußten, kam man sich plötzlich furchtbar unwissend vor.

Wie sollen wir uns selbst erkennen können, wenn wir nichts über uns wissen? Wer sind wir?

Woher kommen

wir?

Adonor erschauderte, als ihm die ihn beherrschende Frage in diesem Zusammenhang in den Sinn kam.

Was ist das Kima?

Würde er sich auf einem Umweg an die Antwort auf diese Frage herantasten können? Konnte man zur Antwort

gelangen, wenn man danach forschte, welchem Umstand die Linguiden ihr Kima verdankten, woher es kam?

Kein anderes Volk der Galaxis besaß etwas dem Kima auch nur Vergleichbares. Die Terraner besaßen etwas,

das sie Seele nannten. Adonor hatte zuerst geglaubt, daß diese »Seele« dem Kima adäquat sein könnte. Doch

nachdem er der Sache nachgegangen war, stellte sich heraus, daß es sich dabei um ein metaphysisches

Irgendwas handelte, um den Lebenshauch etwa, den terranischen Religionen entsprungen.

Nach Adonors Verständnis war die Seele Teil der Individuellen Realität der Terraner. Der terranische Glaube

an eine unsterbliche Seele gehörte in den Bereich des Glaubens, in die nicht generell gültige individuelle

Vorstellungswelt jeweils eines Kulturkreises. Das Kima dagegen war etwas wirklich existent Reales von

allgemeiner Gültigkeit, beweisbar und erwiesen, und daher der Objektiven Realität zuzuordnen.

Die Terraner besaßen auch latente parapsychische Fähigkeiten, die unter gewissen

Voraussetzungen geweckt

werden konnten, vor allem durch Mutation. Auch andere Völker hatten eine solche Begabung in sich

schlummern, die Antis etwa, aber dieses Psi war mit dem Kima nicht vergleichbar.

Das Kima war nämlich ganz eindeutig nicht parapsychischer Natur, es war kein herausragendes Talent. Es war

lediglich eine Besonderheit, die alle Linguiden besaßen. Wie waren sie dazu gekommen?

Es mußte etwas mit ihrer Abstammung, mit ihrer Entstehungsgeschichte zu tun haben, wenn sie inmitten der

Vielvölkerschaft einer Galaxis allein mit ihrem Kima standen.

Dieses Thema bewegte viele Geister, und diese begannen damit, sich dem bisher nicht praktizierten Teil der

Wissenschaften, der eigenen Geschichtsforschung, zu widmen.

Adonor schloß sich mit zwanzig diesem Wissenschaftszweig an. Aber er wollte sein Anliegen differenzieren,

und darum nannte er sich einen Kimaforscher.

Er ging dabei seine eigenen Wege. Er versuchte, die Geschichte, den Werdegang der Linguiden auf die ihm seit

frühester Kindheit praktizierte Art darzustellen. Er baute Objekte aus verschiedensten Materialien, die die

geschichtliche Situation und Entwicklung seines Volkes darstellen sollten.

Die Terraner hatten dafür einen Ausdruck geprägt, der Adonor geläufig war: Environments. Nur daß diese Art

der Darstellung von Ideen, Situationen und Zusammenhängen für Adonor keine Kunstform war, sondern

seriöse wissenschaftliche Arbeit.

Zwanzig Jahre nach Beginn seiner Arbeit hatte es Adonor Cyrfant zu beachtlicher Berühmtheit gebracht.

Er hatte schon früh erkannt, daß er die Bilder in seinem Kopf nie in Sprache würde umsetzen können. Aber nun

hatte er einen anderen Weg gefunden und es darin zum Perfektionismus gebracht.

Er setzte seine Bilder in materielle Objekte um.

Ob es sich nun um abstrakte Ideen handelte, um abwegige und verwirrende Philosophien, dank seiner Gabe war

es Adonor möglich, diese optisch darzustellen. Er begnügte sich jedoch nicht nur mit der Erstellung von

Objekten. Manchmal war ein Mobile dafür geeignet, einen komplizierten Vorgang leicht verständlich zu

machen. Manches aber ließ sich weder durch noch so raffiniert angeordnete tote Materie noch mit Hilfe

technischer Tricks ausdrücken. Da mußte Adonor persönlich ran.

Es hatte viele solcher Selbstdarstellungen gegeben, bei denen Adonor bis fast zur psychischen Selbstaufgabe

mit sich gearbeitet hatte, aber stets hatte er es vor dem endgültigen Zusammenbruch geschafft, das Verständnis

für seine Botschaft seinem Auditorium zu vermitteln.

Seine Darstellung der unvollkommenen linguidischen Geschichte war zum Denkmodell aller Geschichtsforscher geworden. Es war Adonor auf unnachahmliche Weise gelungen, auf das fehlende Glied in

der Entwicklung der Linguiden hinzuweisen, aufzuzeigen, daß es auf Lingora keine Säugetiere gab und also

keine Gattung, von der die Linguiden abstammen könnten.

Waren sie aus den Tiefen des Alls zugewandert? Lebten ihre Stammväter in der Milchstraße?

Waren sie

Mutanten? Konnten sie auf die Lemurer als ihre Stammväter verweisen?

Es war Adonors Ausdrucksweise zu verdanken, daß sich diese Fragen in das Bewußtsein der linguidischen

Forscher einprägten. Er zeigte ihnen mit der Umsetzung seiner Bilder den Weg, den sie gehen mußten, um zu

Antworten zu gelangen.

Adonor war unglaublich erfolgreich. Jetzt zeigte sich, daß er sein Kima für etwas nutzen konnte, das keinem

anderen Linguiden möglich war. Nicht selten bedienten sich sogar die Friedensstifter in manchen

Bereichen
seiner Denkmodelle zur Darstellung komplizierter Zusammenhänge.
Selbst nach Teffon hatten die von ihm initiierten Lehren Zugang gefunden. Auf einer Insel des zweiten
Planeten der Sonne Sedeider waren die Kimageschädigten interniert, alle jene bedauernswerten Opfer, die
durch Hyperphänomene ihr Kima verloren hatten. Psychologen und Friedensstifter waren darum bemüht, diese
bedauernswerten Geschöpfe zu heilen oder wenigstens ins Leben zurückzuführen. Und diese Therapeuten
bedienten sich bei den Rehabilitationsversuchen ihrer Patienten ebenfalls einer Methode, die auf Adonor
zurückzuführen war - wenn bisher auch leider noch ohne Erfolg.
Sie hatten sogar einen eigenen Ausdruck dafür gefunden. Dieser in Fachkreisen geläufige Begriff ließ sich in
etwa als »Cyrfant-Performanz« übersetzen.
Diese Erfolge hatten Adonor Ruhm und Wohlstand verschafft. Er besaß eine eigene kleine Raumjacht, die ihm
von seiner Heimatwelt gestiftet worden war, und er nannte sie nach seiner Geburtsstätte ZONAL.
Seit einiger
Zeit war er auch stolzer Besitzer eines Roboters, der ihm bei seiner Arbeit zur Hand ging. Er nannte ihn abfällig
und liebevoll zugleich »Murx«.
Adonor hatte zu seiner Mutter noch engen Kontakt. Aber er fand nicht mehr viel Zugang zu ihr, denn sie war alt
und wunderlich und nannte ihn ausschließlich »Molin«, weil sie ihn für seinen Vater hielt. Von seinem Vater
hatte er schon seit Jahren nichts mehr gehört; es hieß, daß er zu einer der jungen Pionierwelten ausgewandert
war.
Adonor war seit seinem dreizehnten Lebensjahr nicht mehr gewachsen und war zart und schmal und mager wie
ein junger Mann. Aber er hatte seine Ballonfrisur beibehalten, und die machte ihn um über eine Handspanne
größer. Und auch mit achtunddreißig kleidete er sich noch immer in Lagen bunter Tücher, mehr aus
Gewohnheit als der Mutter zuliebe.
Es stand außer Frage, daß Adonor viel erreicht und mit seiner Arbeit der Wissenschaft wichtige
Impulse
gegeben hatte.
Aber in einem Punkt hatte er kläglich versagt.
Es war ihm nicht gelungen, sich seinen Traum zu erfüllen und ein Modell zu erschaffen, das
Antwort auf die
Frage geben konnte, die zur Triebfeder seines Forschens geworden war.
Was ist das Kima?
Adonor mußte noch zwei Jahre warten, bis ihm der Zufall einen Weg wies, sein Ziel zu erreichen. Drostett war als Wüstenwelt einzuordnen.
Die Äquatorzone war bis zum 40. Breitengrad so gut wie unbewohnt und wurde höchstens von

Forschern aufgesucht. Lediglich um die beiden Pole herrschten erträgliche Lebensbedingungen, gab es Wasser und fruchtbare Land. Dies war der Lebensbereich der Linguiden. Erst vor dreieinhalb Jahren hatten Terraner erstmals ihren Fuß auf diese Welt gesetzt. Es waren Perry Rhodan und Reginald Bull gewesen, die hier zum erstenmal mit Friedensstiftern zusammentrafen, nämlich mit Dorina Vacker und Balasar Imkord. Und es war Perry Rhodan vorbehalten geblieben, Balasar Imkord auf seinem Lebensweg zu dessen Kimastrauch zu begleiten. Seit damals hatte sich einiges geändert. Die einzige größere Stadt im Nordpolgebiet hatte inzwischen den Namen Balakord erhalten und war weiter ausgebaut worden. Neben dem bestehenden Raumhafen in der Nähe der Hauptstadt befanden sich drei weitere im Bau. Der Ausbau des natürlichen Systems von subplanetaren Wasserkanälen wurde mit Hochdruck vorangetrieben. Es war auf den ersten Blick zu erkennen, daß das Gesicht des Planeten eine einschneidende kosmetische Korrektur erhalten sollte, um die Welt der Bedeutung ihres größten Sohnes Balasar Imkord anzugeleichen. Die Medien priesen den Friedensstifter in höchsten Tönen. Aus der Berichterstattung war kein kritischer Unterton herauszuhören. Selbst unpopuläre Maßnahmen wie etwa die Tatsache, daß die Überschweren für die Einhaltung von Disziplin und Ordnung zu sorgen hatten, wurden als Wegweiser in eine neue Zeit gepriesen. Roi Danton konnte sich nicht vorstellen, daß die anarchistischen Linguiden, deren höchstes Gut die persönliche Freiheit war, es so ohne weiteres hinnehmen, plötzlich in gesetzlich angeordnete Zwangsjacken gesteckt zu werden. Entweder Vertrauten die Linguiden ihren Friedensstiftern wirklich blind und nahmen alle Einschränkungen hin, oder aber die Angst hatte sie stumm gemacht. Schon beim Landemanöver der MONTEGO BAY war festzustellen, daß die Überschweren die Kontrolle in die Hand genommen hatten. Der Tower war zwar von Linguiden besetzt, aber den Luftraum beherrschten die schwebenden Geschütztürme und die Patrouillenleiter der Überschweren. Und ihre Bodentruppen waren rund um das Landefeld postiert. Es mutete an, als befände sich Drostett im Kriegszustand. Die Massenmedien ignorierten diese Tatsache und erwähnten diese Vormachtstellung der Überschweren mit keinem Ton. Nachdem die MONTEGO BAY gelandet und zwischen den Walzenschiffen der Überschweren eingezwängt geparkt war, ermahnte Roi Danton die Mannschaft zu größter Vorsicht.

»Ich möchte euch nicht um den verdienten Landurlaub bringen«, sagte er. »Aber ihr müßt euch immer vergegenwärtigen, daß Paylaczer mich auf ihre Abschußliste gesetzt hat. Das wird auf euch zurücksschlagen. Darum solltet ihr das Schiff nur in größeren Gruppen verlassen. Laßt euch von den Überschweren nicht provozieren! Meidet jeden Streit!« Er glaubte jedoch nicht, daß seine Leute sich daran halten würden. Sie stammten alle von Lepso, wo nur die Stärksten und Gerissensten überleben konnten. Sie fürchteten weder Tod noch Teufel und würden sich wohl auch nicht von Paylaczers Überschweren einschüchtern lassen. Wie dem auch war, Roi hatte sie wenigstens gewarnt. Er überließ es Gensech Timol, den Dienstplan auszuarbeiten, und bat Talran Omapho, eine Verbindung mit der LOMORAN herzustellen und Cebu Jandavari seinen Besuch anzukündigen. Inzwischen suchte Roi sich vier Mann als Besatzung für einen Shift aus. Das Kriterium bei der Auswahl war neben kämpferischen Qualitäten auch ein ungewöhnliches Aussehen, er mußte der Rolle des exzentrischen Freibeuters treu bleiben. Schließlich entschloß er sich für zwei Blues, deren Kampfanfälle mit allerlei ordenähnlichem Schmuck behangen waren, einen Akonen mit einem wie eine Ritterrüstung anmutenden Exoskelett und einen Ära, der in seinem schwarzen Umhang wie ein Giftmischer aussah und diesem Anschein auch durchaus gerecht wurde: Er war ein wandelndes biologisches Labor, und auf Lepso hatte er in dem Ruf gestanden, der Mann der »tausend todbringenden Krankheiten« zu sein. Aus der Ortungszentrale meldete Talran Omapho: »Der Schüler Soren Bakkon hat erklärt, daß die Meisterin nicht an Bord sei und im übrigen keinesfalls gestört werden wolle.« »Das gilt nicht für mich«, sagte Roi Danton überzeugt. Er bestieg mit seinen Begleitern den Shift und steuerte ihn eigenhändig in die Richtung, in der er Balasar Imkords Residenz wußte. Der Flug über die achthundert Kilometer in nördlicher Richtung verlief ohne besondere Zwischenfälle. Zweimal wurde der Shift von Gleitern der Überschweren gestellt. Aber nachdem sich Roi Danton zu erkennen gegeben hatte, wurden sie nicht weiter belästigt. Roi war jedoch überzeugt, daß die Überschweren nichts Eiligeres zu tun hatten, als Paylaczer augenblicklich Meldung zu erstatten. Einmal unterbrach Roi den Flug und landete den Shift vor einem großen Lager. Er hatte zuvor schon zwei andere solcher Lager ausgemacht und durch Feinortung und Bildvergrößerung festgestellt, daß die jeweils rund

fünfzig Baracken durch Energiezäune gesichert und von Überschweren bewacht wurden. Es waren jedoch ausschließlich Linguiden interniert. Hunderte von ihnen. Offiziell war die Existenz dieser Lager verschwiegen worden.

Als er zum drittenmal eine solche Ansammlung von Baracken anflog, landete er, um sich nach Sinn und Zweck zu erkundigen. Er vermutete bei sich, daß es sich um Auffanglager handelte, in denen linguidische Einwanderer vorübergehend untergebracht waren.

Die Überschweren versuchten über Funk, den Shift an der Landung zu hindern. Aber nachdem sich Roi als Beauftragter der Friedensstifterin Cebu Jandavari ausgewiesen hatte, hoben sie das Landeverbot auf.

Roi verließ den Shift in Begleitung des Aras Monparle und des Akonen Akoremo, beides angenommene Namen, und verlangte den Lagerkommandanten zu sprechen. Dieser war ein verhältnismäßig schmal wirkender Überschwerer mit Namen Takritz, der nicht aus Paylaczers Truppe stammte, sondern schon vor zwei Wochen mit einem Ordnungstrupp auf Drostett eingetroffen war. Takritz hatte offenbar keine Ahnung, in welcher Beziehung Roi Danton zu Paylaczer stand, sonst hätte er ihm wohl nicht so bereitwillig Auskunft gegeben.

»Du kannst der Friedensstifterin ausrichten, daß wir hier alles im Griff haben«, erklärte der Überschwere in breitem Interkosmo. »Wir behandeln ihr Volk streng, aber gerecht, entsprechend den neuen Richtlinien. Wenn du mich fragst, die Linguiden sind mir sogar etwas zu zahm.« »Wie soll ich das verstehen?« erkundigte sich Roi Danton. »Es ist langweilig hier«, erklärte Takritz. »Es macht einfach keinen Spaß, den Linguiden die neue Ordnung einzubleuen, wenn sie nicht dagegen aufbegehren. Du verstehst? Nein? Nun, das hier sind Umerziehungslager.

Balasar Imkord hat uns freie Hand in den Methoden zur Umerziehung gegeben. Auf Paricza kennen wir nur eine Erziehungsphilosophie, nämlich die, daß körperlicher Schmerz dich hart macht, wenn er dich nicht umbringt. Aber Linguiden kann man nicht abhärten, sie sind so ... zerbrechlich. Du verstehst? Wie auch immer,

sag den Friedensstiftern, daß wir die Sache schon hinkriegen. Wenn wir schon keine linientreuen Patrioten aus ihnen machen können, so bringen wir wenigstens die Maulhelden zum Verstummen. Im Moment sind wir noch unterbelegt. Aber spätestens morgen erwarten wir Nachschub.«

»Du meinst, neue Lagerinsassen?« vergewisserte sich Roi. »Von wo?«

»Aus Balakord«, antwortete Takritz. »Der Corun von Paricza hat zu verstehen gegeben, daß in

der kommenden

Nacht Großbrazzien veranstaltet werden. Das wird uns Arbeit machen, aber ich freue mich darauf.

Wirst du den

Friedensstiftern ausrichten, daß wir unser Bestes geben, aus ihrem Volk von Feiglingen echte galaktische

Bürger zu machen?«

»Das werde ich tun«, versicherte Roi Danton mit gepreßter Stimme. »Darauf kannst du Gift nehmen. Nein,

nicht, das war nicht an dich adressiert, Monparle«, fügte Roi schnell hinzu, als der Ära sich anschickte, seine

Virensammlung zu aktivieren.

»Ihr Terraner!« rief Takritz grölend. »Ihr seid mir schon Witzbolde. Gift nehmen! Hahaha!«

Roi kehrte mit seinen Begleitern zum Shift zurück und setzte den Flug fort. Das Gehörte erschien ihm wie die

Quintessenz eines Alptraums. Er konnte nicht glauben, daß ein Friedensstifter den Überschweren die Erlaubnis

gegeben haben sollte, Kritiker aus seinem eigenen Volk in Lagern zu internieren und durch Bestrafung mundtot

zu machen. Roi hatte es absichtlich unterlassen, sich mit betroffenen Linguiden zu unterhalten. Er hätte sich

vermutlich zu einer unüberlegten Reaktion hinreißen lassen und sich dadurch verraten. Das Gehörte reichte

ihm.

Er würde mit Cebu Jandavari ein ernstes Wort reden müssen.

Einen halben Kilometer vor dem steinernen Garten mit Balasar Imkords Residenz zwang ein Kampfgleiter der

Überschweren den Shift zur Landung. Roi und seine Begleiter wurden unter der Androhung, das Feuer zu

eröffnen, zum Aussteigen gezwungen. Wie nicht anders erwartet, tauchte Paylaczer auf.

»Wußte ich doch, daß du versuchen würdest, dich bei meiner Friedensstifterin einzuschleimen, Michael

Rhodan«, sagte die Überschwere sarkastisch und spielte mit ihrem Würgeisen. »Aber du hast den Weg

umsonst gemacht. Cebu Jandavari will nicht gestört werden.«

»Das trifft nicht auf mich zu«, erwiderte Roi Danton. »Ich habe eine Einladung von ihr erhalten.«

»Du hast ...?« Die Augen der Überschweren schienen aus den Höhlen quellen zu wollen. Sie faßte sich sofort

wieder. »Du lügst. Cebu Jandavari hätte es mich wissen lassen, wenn sie mit dir eine Ausnahme machen wollte.

Du führst doch etwas im Schilde!«

»Du kannst mich begleiten und dir von der Friedensstifterin bestätigen lassen, was ich gesagt habe«, schlug Roi

vor. Ihm war schon klar, daß dann sein Bluff wie eine Seifenblase platzen würde. Aber Hauptsache, er drang

bis zur Friedensstifterin vor. Er mußte mit Cebu Jandavari reden und ihr die Augen über die Methoden der

Überschweren im Umgang mit den Linguiden öffnen.

Roi Danton konnte förmlich spüren, wie Paylaczers Haß gegen ihn aufwallte. Aber sie sagte nichts mehr.

Wortlos geleitete sie ihn durch die Sperriegel der Überschweren und führte ihn zu dem größten Gebäude im Steingarten.

Im schattigen Innenhof saßen Cebu Jandavari und Balasar Imkord im Schneidersitz einander gegenüber. Sie

waren ins Gespräch vertieft. Roi fand, daß ihre Art zu reden und ihre Haltung, welches Thema auch immer sie

besprachen, für Friedensstifter ungewöhnlich sachlich und emotionslos wirkten.

Cebu Jandavari schien aus den Augenwinkeln die Annäherung von Personen bemerkt zu haben, denn sie drehte

den Kopf in einer abrupten Bewegung herum. Für einen Moment glomm Zorn in ihren Augen auf, und man

merkte ihr an, daß ihr scharfe Worte über diese Störung auf den Lippen lagen. Aber als sie Roi und Paylaczer

erkannte, beruhigte sie sich.

»Roi Danton«, sagte sie freundlich, aber mit leisem vorwurfsvollen Unterton. »Ich habe nicht mit deinem

Besuch gerechnet. Darf ich darum annehmen, daß es eine wichtige Angelegenheit ist, in der du meine

Konferenz mit Meister Imkord störst?«

»In der Tat ...«, begann Roi, aber die Überschwere fiel ihm ins Wort.

»Der Terraner hat behauptet, daß du ihn zu dir bestellt hast«, platzte sie heraus. »Ich wußte sofort, daß das

gelogen ist. Ich werde ihn ...«

»Paylaczer«, sagte die Friedensstifterin tadelnd. »Du wirst gar nichts, was ich dir nicht ausdrücklich erlaube.«

Sie wandte sich Roi Danton zu.

»Was ist es also, das dich so sehr bewegt, daß du mich sprechen mußt?«

»Es handelt sich um eine etwas delikate Angelegenheit«, sagte Roi in lingo, so daß ihn Paylaczer nicht

verstehen konnte, und mit einem Seitenblick auf die Überschwere, »die ich vor Außenstehenden nicht erörtern möchte.«

»Das hast du treffend formuliert - Außenstehende«, meinte Cebu Jandavari amüsiert und gab Paylaczer durch

ein lässiges Handzeichen zu verstehen, daß sie sich entfernen solle. Während die Überschwere davon stapfte,

fügte sie hinzu: »Meister Imkord stufst du hoffentlich nicht als Außenstehenden ein, Roi.«

»Natürlich nicht, Meisterin - Cebu, das wäre vermessen«, stotterte Roi; er gab sich unsicher und unterwürfig,

um keine Zweifel an seiner Loyalität aufkommen zu lassen. »Es geht um das Verhalten der Überschweren, und

darum bin ich froh, auch Meister Imkords Aufmerksamkeit zu haben.«

»Na, na, Roi«, meinte Cebu Jandavari ironisch. »Meister Imkords Anwesenheit darfst du nicht als Voraussetzung dafür werten, daß er dir auch seine Aufmerksamkeit schenkt. Sprich!«

»Ich meinte ja nur, daß die Probleme mit den Überschweren vor allem die Linguiden von des Meisters

Heimatwelt betreffen«, sagte Roi entschuldigend. »Auf dem Flug hierher habe ich die

Internierungslager

entdeckt, in denen Linguiden umerzogen werden sollen. Ich meine, daß die Überschweren dafür nicht das

geeignete Personal abgeben. Sie sind eher Gefangenewärter und Folterknechte als Erzieher.«

»Sie sind besser als ihr Ruf«, sagte da Balasar Imkord. Als Roi zu ihm blickte, verursachte ihm dessen

süffisantes Lächeln eine leichte Gänsehaut. Im Zusammenhang mit dem Blick seiner Augen implizierte es, daß

er die brutalen Methoden der Überschweren genau richtig für das Umerziehungsprogramm erachtete. Aber das

wollte Roi einfach nicht wahrhaben, darum fuhr er fort:

»Ich habe mich mit dem Kommandanten eines Lagers unterhalten. Sein Name ist Takritz. Er hat mich wissen

lassen, daß er den Insassen des Lagers auf die ganz harte Tour kommen wird. Ich meine damit, daß er die

Anwendung von körperlicher Gewalt und Folter angekündigt hat.«

»So, meinst du«, sagte Balasar Imkord, noch immer süffisant lächelnd. »Hast du dir diese Meinung aus dem

Gehörten gebildet, oder hast du gesehen, wie dieser Takritz geprügelt und gefoltert hat?«

»Wie er es gesagt hat, hat große Besorgnis in mir geweckt, Meister Imkord«, antwortete Roi.

»Seine

Äußerungen sollten Anlaß genug sein, die Zustände in den Lagern zu überprüfen. Ich würde das gerne

übernehmen.«

»Dafür besteht kein Anlaß«, sagte Balasar Imkord knapp. Und die Friedensstifterin schloß an:

»Uns ist schon klar, daß manchmal das Temperament mit den Überschweren durchgeht. Aber sie sind gute

Ordnungshüter. War dies der alleinige Grund, weswegen du unsere wichtige Besprechung gestört hast, Roi?

Was war denn dein ursprünglicher Beweggrund?«

»Ich habe dein Nähe gesucht und auf neue Anordnung gehofft«, sagte Roi.

»Das ist meine Anordnung: Du bist vorerst beurlaubt. Amüsiere dich mit deinen Leuten in Balakord. Du wirst

rechtzeitig von mir hören.«

Sie entließ ihn mit derselben Handbewegung wie zuvor Paylaczer. Roi Danton wollte sich aber nicht so einfach

abkanzeln lassen.

»Als ich mit Takritz sprach, da erwachte eine große Sorge um euer Volk in mir«, sagte er beharrlich - und war

sich dessen bewußt, daß er dabei auf einem gefährlichen Grat wandelte. »Und ich dachte, ich teile sie euch mit

in dem Glauben, daß Friedensstifter sie mit mir teilen müßten.«

Balasar Imkord warf Cebu Jandavari einen zurechtweisenden Blick zu und sagte:

»Du hast mir verschwiegen, daß du deinen Piraten als unseren Berater eingestellt hast. Ob du damit eine kluge

Entscheidung getroffen hast, Cebu?« Er wandte sich Roi zu und sagte: »Als meinem besserwissenden Berater

bin ich dir natürlich Rechenschaft über meine Entscheidungen schuldig. Nun, da ist sie.« Seine

Stimme wurde
schräfer. »Als die künftigen Verwalter dieser Galaxis und die Vertreter einer neuen Ordnung
müssen wir mit
gutem Beispiel vorangehen. Wir müssen Opfer bringen. Kein Linguide soll von dieser
Opferbereitschaft
ausgeschlossen sein. Es ist höchste Zeit dafür, daß sich die Linguiden an eine strenge Disziplin
gewöhnen. Und
die Überschweren sind geradezu prädestiniert dafür, sie diese zu lehren.«

Nachdem Balasar Imkord geendet hatte, blickte Cebu Jandavari Roi streng an und schickte ihn
mit einer

Kopfbewegung fort. Roi Danton kam der Aufforderung wie in Trance nach.
Er konnte nicht glauben, daß er sich gerade mit begnadeten Friedensstiftern unterhalten und
solche Worte aus
ihrem Mund gehört hatte.

Roi wurde von Paylaczer vor dem Shift erwartet.

»Ich kenne mich in der terranischen Physiognomie aus«, sagte die Überschwere voller
Schadenfreude, »und
sehe es an seinem blöden Gesichtsausdruck, wenn ein Terraner getreten wurde. Dein Stern ist im
Sinken
begriffen, Roi. Schließlich wird es dir so ergehen wie dem aufdringlichen Kimaforscher, der
glaubte, die
Friedensstifter durch eine Kimamaschine ersetzen zu können.«

Roi Danton ging um die massive Überschwere herum und bestieg den Shift. Er grübelte über den
Sinn ihrer
Worte nach.

7.

1171-1173 NGZ

Als Adonor von den prähistorischen Funden hörte, die Archäologen in Zonai gemacht hatten,
brach er seine
Vortragsreise ab und kehrte spontan in seine Heimat zurück. Er bot seine Unterstützung an und
stellte sich für
die Ausgrabungsarbeiten zur Verfügung.

Diese Abwechslung kam für Adonor wie gerufen. Er hatte in letzter Zeit zu intensiv gearbeitet.
Darum fühlte er
sich erschöpft und ausgelaugt. Er brauchte eine schöpferische Pause. Er benötigte neue Impulse.
Die Meldung

von den Funden in Zonai kam gerade zur rechten Zeit.

Das folgende Jahr sollte das aufregendste in Adonor Cyrfans Leben werden. Es war ein
Abenteuer besonderer
Art für ihn, sich durch die verschiedenen Bodenschichten des Planeten zu graben und sich auf
diese Weise in

die Frühgeschichte der Linguiden zurückzuarbeiten. Es war eine Zeitreise über achttausend Jahre
in die
Vergangenheit bis hin zur linguidischen Steinzeit. Ein einmaliges, unvergleichliches Erlebnis!
Adonor verbrachte die meiste Zeit damit, den Boden um irgendwelche Reliquien Staubkorn für
Staubkorn mit
den Fingern freizulegen. Aber so mühsam diese Tätigkeit war, eintönig erschien sie ihm nie. Was
für ein

Triumph, wenn er einen Knochenrest oder ein ganzes Gerippe, ein bronzenes Messer oder eine Vase oder auch nur einen Splitter davon freigelegt hatte. Er empfand jedesmal ein unbeschreibliches Hochgefühl. Und vor seinem geistigen Auge sah er in eindrucksvollen Bildern, unter welchen Mühen seine Urahnen die Metalle gießten und daraus ihre Werkzeuge geschmiedet hatten. Es war, als durchlebte er diese aufregende Zeit selbst.

Er war der Zonaler, der die Glut der Esse schürte. Er war es, der das Kupfer-Zinn-Erz schmolz, und er war der Schmied, der dem glühenden Metall die Form gab.

Nachdem er einen Schritt in die Vergangenheit zurückgegangen war, durfte er auch der Entdecker der Bronze sein, und noch einen und noch einen Schritt zurück, bearbeitete er den Knochen und den Stein, um aus diesen Stoffen Schmuck oder Gebrauchsgegenstände herzustellen. Und am Ende dieses Jahres, als die Ausgrabungsstätte von Zonai sich als weiter und tief in den Boden reichender Krater präsentierte, durfte er sich als Hüter des eingefangenen und gebändigten Feuers darstellen.

In dieser kurzen Zeit hatte sich das Bild der Hauptstadt Sharinam drastisch zu verändern begonnen. Da die Linguiden ein friedliches Volk waren und im Gegensatz zu anderen Völkern der Galaxis nie Bruderkriege ausgetragen hatten, waren viele Kulturzeugnisse erhalten geblieben. Die Altstadt von Sharinam bestand zum größten Teil aus Gebäuden, die tausend Jahre und mehr alt waren.

Im Zuge der Erforschung der eigenen Geschichte wurden immer mehr dieser uralten Gebäude in Museen umfunktioniert, in denen der Linguiden die Errungenschaften seines Volkes durch die Jahrhunderte verfolgen konnte. Von den Anfängen der Mechanik bis ins technische Zeitalter, von der Bezwigung der Dampfkraft über die Entdeckung der Elektrizität bis zur Spaltung des Atoms und der Bändigung der Hyperkräfte. Von den ersten tolpatschigen Flugversuchen bis zum Vorstoß ins Weltall und der Entwicklung des überlichtschnellen Transitionstriebwerkes ... und den ersten Kimageschädigten des Hyperraums!

Dieser Abschnitt linguidischen Vorwärtsstrebens war Meilenstein und Mahnmal zugleich, denn nichts zeigte die Grenzen der Linguiden und ihren Makel deutlicher auf als die Tatsache, wie verhängnisvoll sich der Einfluß der 5. Dimension auf ihr Kima auswirken konnte.

Die Geschichtsdokumente belegten, welche Bestürzung damals darüber geherrscht hatte, daß das Volk der Linguiden nicht imstande war, den Hyperraum als Medium für die überlichtschnelle Raumfahrt zu nutzen. Der Friedensstifter Sauron Alpadite hatte damals den Ausspruch getan:

»Wir sind an unsere natürlichen Grenzen gestoßen. Es soll nicht sein, daß wir den Weltraum erobern. Wir müssen uns entscheiden, entweder für unser Kima oder für die Sterne.« Aber die Linguiden wollten beides. Und so setzten sie ihre Bemühungen zur Weiterentwicklung der überlichtschnellen Raumfahrt unter großen Opfern fort. Es geschah zum ersten- und zum letztenmal, daß man sich dem Rat der Friedensstifter widersetzte und gegen ihren Willen und auch gegen die natürlichen Grenzen das Projekt der überlichtschnellen Raumfahrt weiter betrieb. Und der Erfolg gab den Weltraumpionieren recht. Denn eines Tages gelangte eine der Expeditionen zum Raumschifffriedhof Assih-Barang und kehrte mit dem Metagravtriebwerk zurück. Damit stand das Tor zu den Sternen offen, denn diese Methode der überlichtschnellen Raumfahrt wirkte sich nicht nachteilig auf ihr Kima aus.

Zu diesen Museen, die über die technische Entwicklung des linguidischen Volkes Auskunft gaben, gesellten sich andere, die Zeugnis über die Arbeit der Geschichtsforscher ablegten und die prähistorische Geschichte bis zurück in die Steinzeit vor rund 8000 Normjahren belegten. Doch danach stießen die Prähistoriker ins Leere. Es gab keine Relikte aus der Zeit davor. Adonor hatte einige Objekte geschaffen, die die Evolution der Linguiden anschaulich darstellten und die Zugang in die entsprechenden Museen gefunden hatten. Doch plötzlich stand er, zusammen mit den anderen Geschichtsforschern, vor dem Nichts. Ihre atemberaubende Zeitreise endete 8000 Jahre in der Vergangenheit.

Die Planetenkundler fanden auch einen möglichen Grund dafür heraus. Vor 10 000 Jahren war Lingora von einer planetaren Katastrophe heimgesucht worden. Irgendein kosmisches Ereignis hatte die Planetenachse kippen lassen und so für eine Umschichtung der Landmassen und eine planetenweite Flut gesorgt. Durch diese Katastrophe war alles Leben des Planeten gefährdet worden, und unter den Wissenschaftlern setzte sich die Theorie durch, daß damals alle Säuger dieser Welt den Tod gefunden hatten, die als die Vorfahren der Linguiden hätten gelten können.

Vielen Forschern war diese Erklärung für das »fehlende Glied« der linguidischen Evolution zu dürfsig. Zu diesen unzufriedenen Skeptikern gehörte auch der Geschichtsforscher Sando Genard. Adonor Cyrfant und Sando Genard kannten sich, seit Adonor seine Arbeit an der Ausgrabungsstätte Zonai begonnen hatte. Neben dem Archäologen Genar Tintal war Sando Genard der Forscher, den Adonor am meisten schätzte. Ihm hatte er viele Impulse für seine Objekte zu verdanken, Sando Genard war

zum Mentor

seiner Kreativität geworden. Diese Hochachtung beruhte auf Gegenseitigkeit.

Während Adonor Sandos geradezu kriminalistischen Spürsinn beim Aufspüren prähistorischer Zusammenhänge bewunderte, schätzte Sando seinerseits Adonors Gabe, diese komplizierten Zusammenhänge

in seinen Objekten und Darstellungen leicht verständlich darzulegen.

Die beiden so verschiedenen Forscher bewunderten aber nicht nur jeder die Fähigkeiten des anderen. Die

beiden verband viel mehr. Sie waren kongeniale Partner, die einander wunderbar ergänzten und sich

gegenseitig zu Höchstleistungen anspornten. Aus dieser Partnerschaft entwickelte sich bald eine tiefe

Freundschaft.

»Die Erklärung der Planetenforscher, daß die große Flut vor zehntausend Jahren alle Säuger ausgerottet hat, ist

mir zu bequem«, erklärte Sando Genard seinem Freund. »Warum haben wir denn keine Fossilien gefunden, die

ihre Existenz belegen? Ich sage dir, Adonor, dieser Planet hat überhaupt keine Säugetiere hervorgebracht. Wir

können unsere Spuren nicht weiter in die Vergangenheit verfolgen, weil unsere Geschichte auf dieser Welt erst

vor zehntausend Jahren begann.«

»Ist das eine deutliche Absage an den Buryismus?« erkundigte sich Adonor. Die Lehre des geachteten

Friedensstifters Bury Comansor behauptete, daß die Linguiden nicht von den Lemurern und ihren Nachfolgern

abstammten, sondern ein eigenständiges humanoides Volk waren, das sich unabhängig von allen anderen auf

Lingora entwickelt hatte.

»Man braucht doch nur alle Tatsachen gegeneinander aufzuwiegen«, erklärte Sando leidenschaftlich, »um diese

Theorie als haltlos aufzudecken. Sie hängt völlig in der Luft. Du hast dies in deiner Darstellung vom Alltag

eines Steinzeit-Linguiden auch unterschwellig zum Ausdruck gebracht.«

»Tatsächlich?« wunderte sich Adonor. »Wenn ich das habe, dann aber unabsichtlich. Im Innersten bin ich wohl

auch ein Gegner des Buryismus.«

»Das hast du zu verstehen gegeben.«

»Danke. Ich bin dennoch nicht zufrieden. Mein Projekt Steinzeit-Linguiden hatte einen bedeutungsvollen

Mangel. Ich konnte mir zwar das Ambiente und die Innenwelt eines Steinzeitlers vergegenwärtigen - aber nicht

sein Aussehen. Ich meine, es muß doch gravierende körperliche Unterschiede gegeben haben.«

»Aufgrund der Untersuchung der gefundenen Skelette ist dies auszuschließen«, erwiderte Sando.

»Sicher,

unsere Vorfahren waren im Durchschnitt größer als wir, und sie hatten auch eine höhere Lebenserwartung.

Aber sonst ... Es ist sogar erwiesen, daß die Steinzeitler vor achtausend Jahren schon die gleiche

dichte

Körperbehaarung wie wir aufwiesen.«

»Du sagst schon - glaubst du denn, daß wir von haarlosen Humanoiden abstammen?«

»Dessen bin ich sicher.«

Es folgte ein längeres Schweigen, das Adonor mit der Feststellung unterbrach:

»Du verschweigst mir doch etwas, mein Freund.«

»Dir kann man nichts verschweigen, Adonor«, sagte Sando. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

»Wir haben

in Zonai einige Skelette gefunden, die anstelle von Rippen Brustplatten besitzen. Sie sind zehntausend Jahre alt,

und sie tragen noch gut erhaltene Reste von Raumanzügen. Der Fund ist noch nicht offiziell, weil ich es für

ratsamer hielt, die Friedensstifter vor der Öffentlichkeit zu verständigen.«

»Arkoniden also«, stellte Adonor fest. »Sind wir demnach die mutierten Nachfahren arkonidischer Siedler?«

»Eher die von gestrandeten Arkoniden«, meinte Sando. »Erinnere dich an die planetare Katastrophe. Ich bin

sicher, daß wir auch noch die Überreste eines arkonidischen Raumschiffes finden werden.«

Dieser Prophezeiung kam aber eine andere Entdeckung zuvor. Es war der Haluter Icho Tolot, der zu dieser Zeit

zusammen mit dem Terraner Reginald Bull auf Lingora weilte und sich wie dieser als Linguidenforscher

betätigte, der tief im Planetenboden ein Raumschiff ortete.

Noch bevor es einer der Linguiden verhindern konnte, schaffte sich der Haluter auf eindrucksvolle und

unnachahmliche Weise Zugang zu dem unter den Planetenmassen begrabenen Schiff. Es war nicht

auszuschließen, daß Icho Tolot in dem Wrack einen Fund gemacht und an sich genommen hatte. Seine

überstürzte Flucht von Zonai ließ diesen Schluß jedenfalls zu.

Als die linguidischen Archäologen auf demselben Weg wie der Haluter zu dem Wrack vorstießen, entdeckten

sie, daß es sich um ein Raumschiff der Tefroder handelte ...

Es ergab sich in der Folge der Beweis dafür, daß die Linguiden aus der Vermischung der Arkoniden mit

Tefrodern aus Andromeda hervorgegangen waren. Wobei die tefrodischen Gene sich, was das Knochengerüst

anbetraf, gegenüber den arkonidischen durchgesetzt hatten. Es mußte aber noch ein weiterer, noch unbekannter

Faktor hinzugekommen sein, der zur Mutation geführt hatte. Anders als durch Mutation waren die

Körperbehaarung und das Kima der Linguiden nicht zu erklären.

Was ist das Kima?

Die sensationellen Funde, die so beredtes Zeugnis über die Entstehungsgeschichte der Linguiden abgaben und

dennoch so viele weitere offene Geheimnisse bescherten, gingen unter und wurden von der Öffentlichkeit kaum beachtet.

Denn es fand gleichzeitig ein anderes Ereignis statt, das die Linguiden mehr als alles andere in ihren Bann schlug.

Vierzehn der insgesamt einundzwanzig Friedensstifter bekamen von ES die Unsterblichkeit, die

Superintelligenz ihren früheren Schützlingen weggenommen hatte.

Dies war der Morgen einer neuen Zeit. Alle Linguiden waren sich einig, daß die Friedensstifter dazu ausersehen

waren, die Führungsrolle in der Galaxis zu übernehmen.

Adonor Cyrfant, Sando Genard, Genar Tintal und die anderen in Zonai beschäftigten Forscher schenkten

diesem Großereignis insgesamt jedoch weniger Beachtung als die Öffentlichkeit.

»Ich weiß nicht, ich weiß nicht«, kommentierte Sando Genard die Tatsache, daß vierzehn Friedensstifter zu

Trägern der Unsterblichkeit geworden waren. »Bevor ich bereit bin, die Zukunft in den hoffnungsvollsten

Farben auszumalen, möchte ich erst einmal unsere Vergangenheit kennenlernen.«

Und da gab es noch viel Aufklärungsarbeit zu tun. Es war nicht damit getan, daß man nach und nach die

Einzelheiten herausfand, wie es dazu kommen konnte, daß Arkoniden und Tefroder während der planetaren

Katastrophe auf Lingora strandeten.

Fast jeder neue Tag brachte auch neue Erkenntnisse, bis man die Geschehnisse von damals geradezu minuziös

aufgeschlüsselt hatte. Sando Genard genügte die Rekonstruktion dieser Geschehnisse allein nicht, ihm ging es

vor allem darum, aufzudecken, wie aus der Vermischung dieser beiden Rassen die Linguiden hervorgegangen

waren.

Zonai barg noch unzählige Geheimnisse, und es gab für die Forscher noch viel zu entdecken.

Während Adonor Cyrfant immer wieder Reisen unternahm, um Abstand zur Vergangenheit zu gewinnen und

die gegenwärtige Entwicklung zu verfolgen, und natürlich auch, um die gemachten Erfahrungen in Objekte

umzusetzen - verbrachte Sando Genard die ganze Zeit in Zonai.

Es war vor wenigen Monaten, als Adonor wieder einmal nach Zonai zurückkehrte, daß Sando Genard ihm mit

leuchtenden Augen verkündete:

»Ich möchte dir unsere neueste Entdeckung zeigen. Ich will nicht zu optimistisch sein, aber ich glaube, jetzt

können wir die letzten Geheimnisse unserer Abstammung klären.«

Und Sando Genard führte den Freund in ein tief unter der Planetenoberfläche liegendes Höhlensystem.

Auf dem Weg dorthin erklärte Sando Genard, was die Planetenkundler herausgefunden hatten. Nämlich daß das

Höhlensystem von den gestrandeten Raumfahrern einst mit den Energiestrahlen ihrer Waffen in den Fels

geschmolzen worden war. Man hatte Skelette von Tefrodern wie auch von Arkoniden gefunden,

die Strahleneinschüsse aufwiesen.

»Es muß damals, im Toben der Gewalten, ein mörderischer Kampf zwischen den Überlebenden beider Rassen stattgefunden haben«, erklärte Sando Genard, während er ihn durch das verzweigte Höhlensystem führte. »Aber irgend etwas, vielleicht dramatische, lebensbedrohende Auswirkungen der Katastrophe, muß in beiden Gruppen ein Umdenken verursacht haben. Sie schlossen sich zusammen, vermischten sich miteinander und legten damit die Saat für unser Volk. Wir haben in dem Höhlensystem ein eindrucksvolles Zeugnis für dieses Zusammenleben gefunden, mein Freund. Ich verspreche nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß du noch nie in deinem Leben etwas Phantastischeres gesehen hast.«

Durch die Vorankündigung des Freundes aufs äußerste gespannt, betrat Adonor eine große Grotte. Im Licht der Scheinwerfer sah Adonor, daß die durch Energie strahlen geschmolzenen Wände mit Felszeichnungen bedeckt waren. Es gab kein Stück freien, nackten Fels, selbst die Decke war mit Malereien bedeckt. Adonor wurde schwindelig, als er versuchte, die Bilder alle auf einmal in sich aufzunehmen; sie sprengten das Fassungsvermögen seines Geistes. Erst als ihn Sando auf ein Bild aufmerksam machte und ihm erklärte, daß es das erste der gesamten Serie sei, das der Beginn der Geschichte war, brachte Adonor Ordnung in seinen Geist.

Er betrachtete die Malereien nun Bild für Bild und mit steigender Spannung. Sando hatte recht, er hatte noch nie im Leben etwas Phantastischeres gesehen, noch nie zuvor eine solche Faszination bei der Betrachtung von Bildern erlebt. Die Bilder erzählten die Geschichte, wie die Schiffbrüchigen die planetare Katastrophe überlebt hatten und wie sie zu dem lebenswichtigen Brauch gekommen waren, für sich und für jedes Neugeborene einen Kimastrauch zu pflanzen. Aber obwohl Adonor diese Aussage erkannte, verstand er die Bildsymbolik nicht vollinhaltlich. Denn die Zeichnungen waren bei aller Naivität - oder vielleicht gerade darum - in ihrem Aufbau so kompliziert, daß er auf Anhieb nicht den Kode fand, um ihre letzten verschlüsselten Inhalte zu deuten.

»Was sagst du dazu, mein Freund?« erkundigte Sando Genard.

»Ich bin überwältigt, ich ...«, begann Adonor, aber dann brach seine Stimme. Es traf ihn wie ein Blitz. Er hatte plötzlich eine Erleuchtung. Er hatte das Phantom gefaßt, dem er ein Leben lang vergebens nachgejagt war.

Auch wenn ihm die Felsmalereien nicht ihre letzten Geheimnisse verrieten, so erkannte er in diesem Moment eines ganz klar: Die Bilder gaben ihm die Antwort auf die ungelöste Frage: Was ist das Kima? ER WUSSTE VON EINEM MOMENT ZUM ANDEREN PLÖTZLICH, WAS DAS KIMA WAR UND WIE ES ALS ALLGEMEIN VERSTÄNDLICHES OBJEKT DARZUSTELLEN WAR.

Adonor Cyrfant war so aufgewühlt, daß er mit seinem Werk am liebsten sofort beginnen wollte. Aber er hielt an sich. Er wollte nicht in Zonai arbeiten. Er hatte auf Drostett einen kleinen ehemaligen Raumschiffshangar zur Verfügung. Das war der richtige Rahmen für die Verwirklichung seines Monumentalobjekts. Er machte von den Felsmalereien ein paar Aufnahmen als Gedächtnisstütze, aber er fand, daß die Holografien bei aller Schärfe und Tiefenwirkung nicht annähernd den überwältigenden Eindruck der Originale vermittelten konnten.

»Auf Drostett werde ich mein Kimalog erschaffen«, erklärte er.
»Willst du damit nicht warten, bis wir neue Erkenntnisse gewinnen?« schlug Sando Genard vor.

»Es kann noch Monate dauern, bis wir die Bilder völlig entschlüsselt haben - falls dies überhaupt gelingt.«

»Mir haben sie alles gesagt, was ich wissen muß.«

Die Verwirklichung seiner Ideen und die Umsetzung seiner Vorstellungen von einem »Kimalog« nahmen dann

doch mehr Zeit in Anspruch, als Adonor geplant hatte.

Es war in der zweiten Junihälfte dieses Jahres, als ihn eine Hyperdepesche von Lingora erreichte. Sando Genard

war der Absender. Der Inhalt der Nachricht war kurz und bündig, aber geheimnisvoll genug, um Adonors

Interesse zu bannen.

HABE DAS GEHEIMNIS UNSERES VOLKES ERGRÜNDET. NUN WEISS ICH, WIE WIR ZU

UNSEREM KIMA KAMEN UND WAS DAS KIMA WIRKLICH IST. MEIN FREUND, ES SIEHT NICHT

GUT AUS. WENN DER AUGENBLICKLICHEN ENTWICKLUNG NICHT SCHNELLSTENS EINHALT

GEBOTEN WIRD, TREIBEN WIR UNTER UNSEREN FRIEDENSSTIFTERN UNAUSWEICHLICH

EINER SCHRECKLICHEN KATASTROPHE ENTGEGEN. ERWARTE DICH BALDMÖGLICH IN

ZONAL DEIN FREUND SANDO.

Da sich Adonor gerade in einer wichtigen Phase seines Schaffens befand, wollte er die Arbeit am Kimalog nicht abrupt abbrechen. Hinzu kam noch, daß sein Roboter Murx, der ihm half, einige falsche Verbindungen

zwischen den Bausteinen hergestellt hatte, so daß er durch die Beseitigung der Fehler zwei weitere Tage verlor.

Jedenfalls gelangte er erst zehn Tage nach Erhalt der Nachricht nach Lingora. Er kam zu spät. Sando Genard

war nicht mehr am Leben. Er hatte unter mysteriösen Umständen einen gewaltsamen Tod gefunden.

Einzelheiten darüber, wie es dazu kommen konnte, wurden Adonor vorenthalten, »um die laufenden

Untersuchungen nicht zu stören.«

Adonor Cyrfant konnte nur noch an Sandos welkendem Kimastrauch des Freundes gedenken.

Als er nach ausreichender Trauerzeit in Zonal die Grotte mit den Felsmalereien aufsuchen wollte, wurde ihm

das verweigert. Die Begründung, daß die Friedensstifter dieses Verbot erlassen hätten, war seltsam genug.

Adonor fielen dazu Sandos unheilvolle Worte ein, daß das Volk der Linguiden unter seinen Friedensstiftern auf eine Katastrophe zutreibe.

Und die Friedensstifter taten nichts dazu, um diese Befürchtung zu entkräften. Ihr Verhalten und die von ihnen

getroffenen Maßnahmen waren äußerst besorgniserregend.

Adonor Cyrfant kehrte mit dem Vorsatz ins Anira-System zurück, mit seinem Kimalog dem Freund ein

Denkmal zu setzen. Es war wenig genug, was er jetzt noch für ihn tun konnte.

8.

In dieser Nacht des Schreckens erlitten die Linguiden von Drostett ihre bisher schlimmste Erniedrigung. Und

vielleicht, so überlegte sich Roi Danton, war damit der Anfang vom Untergang eingeleitet. Und dies alles mit

Duldung der Friedensstifter, ja sogar auf ausdrücklichen Befehl Balasar Imkords.

Als Perry Rhodan Ende des Jahres 1169 hier auf Drostett Balasar Imkord als ersten Friedensstifter

kennengelernt hatte, hatte ihm dieser seine Meinung über das Galaktikum und über demokratische

Regierungsformen im allgemeinen dargelegt. Roi Danton erinnerte sich noch gut daran, wie Perry danach den

Friedensstifter zitiert hatte. Wie hatte Balasar Imkord damals noch gesagt ...

»Wir wollen unsere Eigenständigkeit behalten ... Sollen wir jetzt vom Galaktikum geschluckt werden ...? Du

würdest die linguidische Kultur zerstören, wenn du ihr das aufzwingst, was ihr als ›Demokratie‹ bezeichnet.

Um es genauer zu sagen: Ihr würdet unser Kima vernichten. Das wäre dann unser Untergang.« Und wie sprach der Friedensstifter in dieser Nacht in seiner Fernsehrede an das linguistische Volk?

»Wir Friedensstifter haben einen großen kosmischen Auftrag erhalten, und wir haben ihn im Namen unseres

Volkes angenommen. Darum dürfen wir nicht mehr das ›unsichtbare Volk‹ sein, müssen wir die schützende

Isolation aufgeben. Wir streben mit Riesenschritten einer neuen Zeit entgegen, und darum müssen wir aus

unserem Versteck ans Licht treten. Es konnte nicht ausbleiben, daß wir wegen unserer kosmischen Aufgabe

von anderen galaktischen Völkern mit älterer Geschichte und längerer Tradition angefeindet werden. So kam

es, daß feindliche Elemente auf unsere Welten eingesickert sind und uns mit unfairen Mitteln an der Erfüllung

unseres Auftrags hindern wollen. Um den terranischen und arkonidischen Terroristen vorzubeugen, ist es meine

bittere Pflicht, den Notstand über Drostett zu verhängen. Es läßt sich nicht vermeiden, eine

nächtliche Ausgangssperre, Versammlungs- und Demonstrationsverbot und eine strenge Melde- und Identifizierungspflicht zu erlassen. Verzeiht mir, meine Linguiden, aber die Umstände zwingen mich zu diesen Maßnahmen. Ich muß euch bitten, euch allen Anordnungen der pariczanischen Schutztruppen zu beugen ...« Wenn die Demokratie der Todesstoß für die Linguiden wäre, wie mußten sich dann erst diese diktatorischen Maßnahmen auf ihr Kima auswirken? Roi Danton verstand das nicht. Er konnte es sich nur so erklären, daß die Friedensstifter ihr Kima bereits verloren hatten. Er wurde Zeuge dieser Übertragung, als er sich zusammen mit Gensech Timol, Taika Mongue und dem Ära Monparle in Balakord aufhielt. Obwohl Monparle nicht in Rois wahre Absichten eingeweiht war, hatte er ihn mitgenommen, weil er mit seinen Giften und biologischen Waffen einen guten Schutz gegen eventuelle Übergriffe der Überschweren bot. Sie befanden sich auf einem der großen parkähnlichen Plätze im Zentrum der Stadt, wo sich noch zu mitternächtlicher Stunde die Linguiden zu Hunderten drängten, als sich das Holorama in der Luft aufbaute und Balasar Imkord mit seiner »Rede an das linguidische Volk« meldete. Danach herrschte Betroffenheit, aber mehr noch Verwirrung unter den Linguiden. Sie fanden sich zu Gruppen zusammen, um den Inhalt der Rede zu diskutieren und hinter den Sinn zu kommen. Aus den Gesprächsfetzen hörte Roi heraus, daß ihnen nicht einmal so recht klar war, was sie sich unter Begriffen wie »Meldepflicht«, »Demonstrationsverbot« oder »nächtliche Ausgangssperre« vorzustellen hatten. Doch wohl nicht, daß man über seinen jeweiligen Aufenthaltsort Rechenschaft ablegen mußte! Doch nicht, daß man sich nicht zu Gruppen zusammenfinden durfte! Und doch auch nicht, daß man nachts zu Haus bleiben mußte! Das konnte es bestimmt nicht bedeuten! Roi wandte sich einer Gruppe von sieben Linguiden zu, um ihnen im Klartext zu erklären, was Balasar Imkord gemeint hatte, und um ihre Meinung dazu einzuholen. Aber bevor er noch dazu kam, rief eine Linguidin aus der Gruppe bei seinem Anblick erschrocken aus: »Ein terranischer Terrorist!« Die Gruppe stob entsetzt auseinander. Die Nachricht mußte sich wie ein Lauffeuer ausgebreitet haben, denn auf einmal liefen alle Linguiden auf dem Platz panikartig in verschiedene Richtungen davon. »Das ist nicht auf dein schönes Gesicht zurückzuführen«, erklärte Taika Mongue und spannte sich an. »Sieh! Da kommt der Grund für die Aufregung.«

Roi Danton hatte den Aufmarsch der Überschwerentrupps selbst schon bemerkt. Sie waren wie aus dem Nichts

aufgetaucht und versperrten alle acht Straßenzüge, die sternförmig auf den Platz führten. Ihre Gestalten

flimmerten unter den Individualschutzschirmen. Sie waren mit Paralysatoren und Elektroknüppeln bewaffnet.

»Wir sollten etwas unternehmen, um mit den Überschweren nicht konfrontiert zu werden«, schlug Gensech Timol vor.

Roi Danton winkte ab.

»Warten wir ab«, sagte er. »Ich möchte den Überschweren keinen Vorwand geben, gegen uns vorzugehen.«

»Wir könnten uns auf Cebu Jandavari berufen«, meinte Monparle naiv. »Uns steht besondere Behandlung zu.«

»Die Sonderbehandlung, die Paylaczer uns zukommen lassen möchte, solltest du lieber nicht beanspruchen,

Monparle«, sagte Roi. »Besser, wir versuchen, keine Aufmerksamkeit zu erregen. Vielleicht rutschen wir durch.«

Er konzentrierte sich wieder auf das Geschehen.

Jene Linguiden, die gegen die massive Phalanx der Überschweren gerannt waren oder von der nachfolgenden

Menge gegen sie gedrückt wurden, prallten mit zuckenden Körpern zurück oder brachen bewußtlos zusammen.

Doch die Panik, die sich in den ersten Schrecksekunden angekündigt hatte, blieb aus. Die Linguiden beruhigten

sich von alleine wieder. Sie wichen rückwärts gehend auf den Platz zurück und redeten dabei den Überschweren zu. Doch diese ließen sich auf keine Diskussionen ein. Sie marschierten stumm und mit

robotischem Gleichschritt voran, drängten die Linguiden in der Mitte des Parks zusammen, bis sie dicht an dicht standen.

Im Luftraum über dem Platz tauchten lautlos drei Transportplattformen auf und schwebten auf ihren Antigravs

zu Boden. Die Linguiden wurden schubweise auf diese gedrängt, wobei die Überschweren zumeist mit ihren

Knüppeln nachhalfen. Es bereitete ihnen sichtliches Vergnügen, die wehrlosen Linguiden zu drangsalieren.

Nachdem die erste Plattform mit rund zweihundert Linguiden besetzt war, hob sie ab und flog in nördliche

Richtung, dort, wo die Internierungslager lagen, davon.

»Macht Platz!« polterte plötzlich einer der Überschweren und bahnte sich mit seinem Knüppel eine Gasse

durch die Linguiden bis zu Roi Danton und seinen Begleitern. Er deutete mit seinem klobigen Zeigefinger auf

einen nach dem anderen. »Du, du, du und du. Mitkommen!«

Der Überschwere trat zur Seite und bedeutete ihnen mit seinem Knüppel, aus der Menge ins Freie zu treten.

»Macht keine Dummheiten!« raunte Roi seinen Begleitern zu. »Warten wir erst einmal ab, wie weit sie zu gehen wagen.«

Der Überschwere, der sie von den Linguiden abgesondert hatte, teilte ihnen zehn Mann als Eskorte zu und befaßt diesen, sie anzuführen.

»Ist dir bewußt, daß wir Vertraute von Cebu Jandavari sind?« machte Roi Danton den Überschweren

aufmerksam. »Wie heißt du?«

»Klar«, sagte dieser hämisch grinsend. »Ich bin Kornacz. Du kannst dich jederzeit auf mich berufen. Ich lasse euch nur vor dem Mob in Sicherheit bringen. Die Linguiden könnten euch sonst als feindliche Agenten

lynchen. Dasselbe haben wir auch schon mit Kameraden von euch gemacht.«

»Danke, aber ich meine, daß wir jetzt allein zurechtkommen«, versuchte es Roi. Aber der Überschwere winkte kategorisch ab.

»Ich bestehe darauf, euch zu helfen.

Das ist meine Pflicht und mir außerdem ein besonderes Vergnügen.«

Er teilte einem anderen das Kommando über den Abtransport der Linguiden zu und führte die Wachmannschaft

an. Roi und seine Leute wurden in eine Seitenstraße gebracht, wo ein geräumiger Einsatzgleiter der

Überschweren stand.

»Einsteigen! Wir fliegen euch zu euren Kameraden und dann zu eurem Schiff. Nur so können wir sicher sein,

daß euch unterwegs nichts zustößt.«

Der Gleiter landete vor einem von Überschweren bewachten Gebäudekomplex am Rande der Stadt. Roi Danton

und seine Begleiter wurden ins Kellergeschoß geführt und in ein großes Gewölbe gebracht. Dort waren bereits

vierzehn Mann aus der Mannschaft der MONTEGO BAY untergebracht. Blutüberströmt und auch sonst übel

zugerichtet.

»Das haben die Linguiden mit ihnen angestellt«, grölte Kornacz, wandte sich um und rempelte den im Weg

stehenden Monparle an. Er stieß den Ära grob zur Seite und verließ das Gewölbe. Hinter ihm schnappte ein

Sicherheitsschloß zu.

Monparle eilte auf einen Artgenossen von ihm zu, der mit seltsam abgewinkelten Beinen auf dem Boden lag

und leise vor sich hin wimmerte.

»Ich werde dir ein schmerzstillendes Mittel aus meiner Apotheke geben, Arleon«, redete er dem Verwundeten

zu. Er drehte sich nach Roi Danton um, der gerade Funkverbindung mit der MONTEGO BAY zu bekommen

versuchte, und meinte wie nebenbei: »Übrigens habe ich diesem Kornacz bei der letzten Berührung ein Ding

verpaßt. Er wird sich bald ziemlich mies fühlen. Vielleicht können wir mit dem Gegengift einen

Handel

machen.«

»Klingt gut«, sagte Roi. Er war überrascht, als er plötzlich Verbindung mit Marfin Kinnor hatte. Er erzählte dem Navigator, was ihnen widerfahren war, und beschrieb ihm, wo sie gefangengehalten wurden. Er endete mit den Worten: »Schick ein Beiboot! Unternimm aber keinen Befreiungsversuch! Wir haben gute Karten. Der Kommandant wurde von uns mit einer tödlichen Krankheit infiziert. Wenn er überleben will, muß er uns im Austausch für das Gegenmittel freilassen.«

Nachdem Kinnor bestätigt hatte, unterbrach Roi die Verbindung. Daraufhin setzte er sich mit der LOMO-RAN

in Verbindung und bekam Bulos Zamyr, einen von Cebu Jandavaris drei Schülern, ans Mikrofon. »Ich wollte die Friedensstifterin nur wissen lassen, daß wir von Überschweren in Gewahrsam genommen

wurden«, erklärte Roi. »Falls uns etwas zustößt, bitte ich die Meisterin, daß sie in einer Trauerminute unser

gedenkt.«

»Was redest du von einer tödlichen Krankheit, Roi?« wunderte sich Monparle, nachdem Roi das Gespräch

beendet hatte. »So arg ist es auch wieder nicht. Ich habe Kornacz bloß einen Ausschlag verpaßt.

Er wird

lediglich Pusteln bekommen.«

»Das wissen wir, aber wenn Kornacz mein Gespräch belauscht hat, wird er ganz schon ins Schwitzen

kommen«, erwiederte Roi.

Seine Vermutung traf offenbar zu, denn keine zehn Minuten später wurde er abgeholt und in einem

Obergeschoß Kornacz vorgeführt. Der Überschwere hatte seinen Kampfanzug abgelegt und saß, nur mit einem

schmalen Schurz bekleidet, auf einem Tisch. In der Linken hielt er einen Spray. Er besprühte sich am ganzen

Körper und kratzte sich währenddessen unaufhörlich mit der freien Hand. Seine Haut war bereits an etlichen

Stellen gerötet und wies beulenartige Verknotungen auf. Als er sich an einer dieser Stellen kratzte, platzte die

Haut auf.

»Ist das der Dank dafür, daß ich euch vor dem Mob beschützt habe?« polterte Kornacz. »Gib mir das

Gegenmittel, und ich will die Sache vergessen. Ich gebe euch freies Geleit.«

»Nicht, bevor du mir verraten hast, was Paylaczer im Schilde führt«, sagte Roi Danton.

»Paylaczer führt nur die Befehle der Friedensstifter aus«, beteuerte der Überschwere. »Sie hat den Auftrag,

etwas Schwung in die träge Bande der Linguiden zu bringen. Sie müssen zu kämpfen lernen, wenn sie in der

Galaxis die Führungsrolle übernehmen wollen. Wir machen ihnen Beine. Das solltest du positiv sehen.«

»Und was gedenkt Paylaczer gegen mich zu unternehmen?«

»Gegen dich? Ihr seid doch Gefährten im Dienst der Friedensstifterin.«

»In Ordnung«, sagte Roi Danton gelassen. »Wenn du dich dumm stellst, dann bin ich taub für deine

Todesschreie. Hast du schon Krämpfe, oder juckt es bloß?«

»Du gemeiner Bastard!« schrie Kornacz und traf Anstalten, sich auf den Terraner zu stürzen, kam aber sogleich

wieder zur Besinnung. »Also schön. Paylaczer hat die Parole ausgegeben, deine Leute zusammenzuschlagen,

wo immer wir auf sie treffen.«

»Und was ist mit mir?«

»Mit dir? Du bist tabu. Paylaczer will sich bei der Jandavari nicht in Mißkredit bringen, das ist ihr dein Tod nicht wert.«

»Aber ich weiß, daß ich auf der Abschußliste stehe.«

»Das schon. Aber du bist erst dran, wenn sich eine günstige Gelegenheit ergibt.«

»Wie könnte eine solche aussehen?«

»Ich weiß es nicht ... Ah!«

Kornacz schnellte vom Tisch hoch, preßte die Hände gegen den Leib und brach, sich wie unter Krämpfen krümmend, zusammen.

»Gib mir schon das Gegenmittel!« jammerte der Überschwere, während er sich mit konvulsivischen Zuckungen

auf dem Boden wand. »Ich habe wirklich keine Ahnung, wie dich der Corun zur Strecke bringen will. Mein Wort!«

Die letzten Worte schrie er wie unter großen Schmerzen, und Roi dachte bei sich, daß die Infektion, die

Monparle ihm verpaßt hatte, so harmlos auch wiederum nicht sein konnte.

Roi erinnerte sich Paylaczers versteckter Drohung beim Verlassen von Balasar Imkords Anwesen.

»Was weißt du über einen Kimaforscher und eine Kimamaschine, Kornacz?« fragte Roi.

»Meinst du diesen Adonor Cyrfant und sein Kimalog?« sagte Kornacz wimmernd. »Die Friedensstifter sind

ziemlich erbost darüber. Da muß was geschehen, haben sie gesagt.«

»Was?«

Kornacz versuchte ein hämisches Grinsen, sein Gesicht verzerrte sich aber vor Schmerz, und er schrie.

»Wo kann ich diesen Adonor Cyrfant finden?«

»Was weiß ich! Irgendwo auf diesem verdammten Planeten. Das Gegenmittel! Oder meine Leute reißen dich in Stücke!«

»Du begleitest uns als Geisel ins Freie«, entschied Roi. »Wenn alle meine Leute in Sicherheit sind, bekommst

du das Gegenmittel. Einverstanden?«

»Mach schon!«

Vor dem Gebäude wartete bereits eine Space-Jet. Nachdem die Mannschaft an Bord gegangen war, erlaubte

Roi dem Ära Monparle, dem Überschweren die Spritze zu geben.

»Es werden ein paar Narben zurückbleiben«, sagte Monparle, während er Kornacz behandelte.

»Aber deiner

Schönheit tut das ohnehin keinen Abbruch.«

»Dich kriege ich auch noch!« preßte Kornacz hervor. Als die Space-Jet gestartet war, schoß er mit seinem schweren Kombistrahler wie wild hinter ihr her.

Aber davon nahmen Roi und seine Leute keinerlei Notiz.

9.

25. Juli 1172 NGZ

Das Werk war vollendet.

Drostett war ein guter Platz gewesen, das Kimalog zu erschaffen. Die Drostetter mochten ihn.

Die wenigen

Einheimischen, die sich mit linguidischer Geschichte befaßten, suchten ihn gerne auf, weil er immer ein Ohr für

sie hatte und geduldig ihre Fragen beantwortete. Er war gewissermaßen ihr Mentor. Es gab viele junge Leute,

die zu seinen Vorträgen kamen, und er hatte unter seinen Bewunderern etliche gefunden, die sich gerne für

seine Experimente zur Verfügung stellten.

Nur so war es ihm gelungen, sein ehrgeiziges Projekt zu verwirklichen.

Der aufgelassene Raumschiffhangar am Rand der Wüste war geradezu ideal für seine Arbeit. Er hatte ihn schon

vor Jahren erworben, um hier größere Projekte zu verwirklichen, und er bot ausreichend Platz für das Kimalog.

Adonor Cyrfant betrachtete sein Werk von allen Seiten. Er ging langsam um den Kubus mit einer Kantenlänge

von 50 Metern herum. In desaktiviertem Zustand machte das Objekt einen nichtssagenden Eindruck. Kalt und

tot. Die Tausende von Speicherkristallen lagen zuhauf auf dem Boden. Jeder dieser Kristalle hatte eine andere

geometrische Form und wies eine unterschiedliche Anzahl von Facetten auf. Jeder Kristall stand für einen

Begriff und seine Synonyme, die in ihm gespeichert waren.

Adonor Cyrfant war bei der Erstellung des Kimalogs so vorgegangen, daß er die Kristalle zuerst mit

Hauptbegriffen ausstattete: Leben, Tod, Liebe, Heimat, Welt, Wissen, Sehnsucht und so weiter. Dabei hatte er sich ertappt, daß er die Reihenfolge aufgrund von Assoziationen wählte.

Manchmal waren auf

diese Weise ganz seltsame Begriffsketten zustande gekommen, aber die Reihenfolge hatte keine Auswirkung

auf die Arbeitsweise des Kimalogs. Noch nicht. Wie man einen Syntron zuerst mit Daten speisen mußte, damit

er seine Leistung erbringen konnte, so brauchten die Speicherkristalle des Kimalogs zuerst einmal

Informationen. Sie benötigten den gesamten linguidischen Wortschatz, um ein Modell der Subjektiven Realität

- ein durch Begriffe geprägtes Abbild der Realität, in dem ein Volk lebt - darstellen zu können.

Planet, Mond, Sonne, Sterne, Sonnensystem, Sternenreich, Sternhaufen, Galaxis, Milchstraße, Intelligenzen, Rassen, Volk, Linguiden, Terraner ... und so fort.

Adonor Cyrfant kannte die genaue Zahl der Speicherkristalle nicht, sie war auch irrelevant, er hatte nie nachgezählt. Sein Roboter Murx war ihm bei dieser Arbeit eine große Hilfe gewesen. Murx besaß einen komplexen Sprachschatz und ein umfangreiches Synonymlexikon. Allerdings zeigte es sich, daß erst mittels des Verstandes und des Intellekts eines Intelligenzwesens die Inhalte der Wortbausteine den letzten Schliff bekamen. Die Logik eines Roboters weigerte sich, manche Begriffe zusammenzubringen. Doch gerade solche Feinheiten machten die Wirkungsweise des Kimalogs aus.

Bei anderen, vor allem bei manuellen Arbeiten stellte sich der kleine stumpfkegelige Roboter weniger geschickt an. Vor allem, als es darum ging, die technischen Pläne in die Tat umzusetzen, hatte er durch Fehlschaltungen für manche Verwirrung gesorgt. Dadurch hatte Adonor manchmal an seinem Verstand und daran zu zweifeln begonnen, daß das Kimalog jemals verwirklicht werden konnte - bis sich dann der Irrtum herausstellte.

Adonor Cyrfant aktivierte das Kimalog.

Die Speicherkristalle wurden auf Antigravfeldern emporgetragen und verteilten sich überall im Raum des Kubus. Verschiedenfarbige Leit-, Zug- und Transportstrahlen bildeten ein scheinbar wirres Gespinst. Doch so verwirrend das Netzwerk aus Strahlen auch wirkte, es steckte ein ausgetüfteltes System dahinter. Dieses Netz verband die Wortbausteine miteinander, nicht jeden mit jedem, aber fast alle mit vielen anderen.

Die Kraftfelder waren nicht starr justiert, nicht auf bestimmte Begriffe fixiert. Man konnte die Wortbausteine kraft seines Geistes - und gemäß seiner individuellen Vorstellung - beliebig neu ordnen. Und es war möglich - ja eigentlich zwingend, denn darauf beruhte die Wirkungsweise des Kimalogs -, jede mögliche Facette eines Wortbausteins hervorzukehren, einen Begriff bei seinem Synonym zu benennen.

Je nachdem, wer sich dem Kimalog aussetzte, wurden die Speicherkristalle neu geordnet und spezielle Facetten hervorgekehrt. So entstand durch Einwirkung des Individuums dessen individuelle Realität. Das Kimalog wurde zum Spiegelbild der Geisteswelt eines jeden Individuums, so daß eine Unzahl von Variationen zustande kommen konnte. So, wie jedes Wesen einmalig war und eine eigene unverkennbare individuelle Realität besaß, so vielfältig waren auch die Möglichkeiten einer Anordnung der Wortbausteine im Kimalog. Die Energiebahnen, die die einzelnen Bausteine miteinander verbanden, konnte man als eine Kette von

Assoziationen bezeichnen. Jeder Leitstrahl war eine Assoziation mit unzähligen Variationsmöglichkeiten.

Nun konnte die individuelle Realität eines Wesens durch ein Verschieben der Wortbausteine beeinflußt werden.

Nichts anderes taten die Friedensstifter. Wegen ihres besonders ausgeprägten Kimas war es ihnen möglich,

durch Hervorkehren anderer Facetten der Wortbausteine auch das Individuum selbst zu verändern. Ein

aggressives Individuum konnte besänftigt und befriedet werden, indem man ihm andere Assoziationen gab. Die

Wirkung war wie in fast allen Bereichen psychosomatisch.

Es gab aber auch Begriffe, die unverrückbar an ihre Position fixiert waren und auch fest mit ganz bestimmten

anderen Begriffen verbunden waren. Versuchte man, solchen Begriffen andere Positionen zu geben, sie auf

andere Weise miteinander zu verknüpfen, dann schuf man gewissermaßen eine falsche Kette, was fatale Folgen

haben konnte. Das ging so weit, daß man durch den Aufbau einer solchen falschen Kette ein Individuum in den Wahnsinn stürzen konnte.

Adonor Cyrfant hatte im Zuge seiner Versuchsreihe viele Probanden durch das Kimalog geschleust. Natürlich

waren seine Versuchspersonen allesamt Linguiden gewesen, die aus den Reihen seiner Bewunderer kamen.

Dabei hatte Adonor Cyrfant eine erstaunliche Entdeckung gemacht.

Jeder der Probanden hatte eine gleichartige falsche Kette aufzuweisen. In einem Selbstversuch hatte er

feststellen müssen, daß auch ihm selbst eine solche gleichartige falsche Kette zu eigen war. Er brauchte sich

danach nur zu fragen, was alle Linguiden gemeinsam hatten, und sich die Antwort zu geben.

Diese Erkenntnis hatte ihn schwindeln lassen. Denn sie war der Beweis dafür, daß das Kima nichts anderes als

eine falsche Kette war.

Damit hatte er die Antwort, nach der er so lange gesucht hatte.

Er brauchte nur noch eine Personengruppe zu untersuchen, um seine Versuchsreihe abschließen zu können. Die

Möglichkeit bot sich, als Adonor Cyrfant erfuhr, daß Balasar Imkord und Cebu Jandavari zusammen auf

Drostett weilten.

Er schickte eine Einladung an die beiden Friedensstifter, sich dem Kimalog zu stellen.

Aber bisher hatte der Kimaforscher noch keine Antwort erhalten. Er wartete noch immer auf einen Boten, der

ihm eine Nachricht der Friedensstifter überbrachte.

Er betrachtete versonnen die Aufnahmen, die er in Zonai von den Höhlenmalereien gemacht hatte. Die Bilder

hatten ihm so viel zu sagen, sie hatten ihm das Verständnis für den Bau des Kimalogs vermittelt, aber sie

verrieten ihm nicht ihre letzten Geheimnisse. Was hatte Sando Genard darin gesehen, das er nicht

sah? Er

steckte die kostbaren Aufnahmen wieder in eine Tasche seines Gewandes; er trug sie immer bei sich.

»Übernimm du die Kontrolle über das Kimalog!« trug Adonor Cyrfant seinem Roboter auf, während er in den von einem dichten Netz von Lichtbahnen durchzogenen Kubus stieg und seine individuelle Realität aufzubauen begann.

Dabei entging ihm die fast quadratische Gestalt, die ihn aus dem Dunkeln beobachtete. Es war der Bote, den die

Friedensstifter geschickt hatten. Es war ein Bote des Todes.

»Ich werde dir einen Ersatz für die Friedensstifter schicken«, sagte Paylaczer zu sich selbst. »Ich kriege euch beide mit einem Schlag.«

Die Überschwere hatte einen todsicheren Plan, wie sie sich Roi Dantons ein für allemal entledigen konnte.

10.

Es war nicht schwer gewesen, Adonor Cyrfants Aufenthaltsort zu eruieren. Er war eine bekannte Persönlichkeit

auf Drostett. Seine Arbeitsstätte lag etwa 1500 Kilometer südlich von Balakord am Rand der Wüste.

Roi Danton hatte mit dem Kimaforscher per Interkom Kontakt aufgenommen und seinen Besuch angekündigt.

Adonor Cyrfant, ein rothaariger Linguide mit gewaltiger Ballonfrisur, hatte sich erfreut über das Interesse des

Terraners an seinem Kimalog gezeigt. Der Ausdruck »Kimamaschine« hatte ihn allerdings erheitert.

»Die Begriffe Kima und Maschine sind unvereinbar«, hatte er gemeint, »aber es ist richtig, daß ich mit meinem

Objekt das Kima simulieren kann. Am besten, du testest das Kimalog. Ich habe einige Freunde hier, die das

Ergebnis interessieren dürfte.«

Der Hangar war etwa zweihundert Meter lang, hundert breit und siebzig hoch. Dahinter waren einige Ruinen zu

sehen, halb vom Wüstensand zugeweht. Adonor Cyrfant war Selbstversorger. Er betrieb ein eigenes

Energieaggregat und besaß einen Brunnen, der ihm Wasser lieferte.

Rund um den Hangar waren etwa zwei Dutzend Fluggefährte verschiedenen Typs geparkt. Aber nirgends war

ein Beiboot der Überschweren zu sehen. Die Ortung ergab, daß sich auch in weiterer Umgebung keine

verdächtigen Objekte verbargen und keine Energiequellen anzumessen waren.

»Kurs auf Ziel und landen!« trug Roi Danton Gensech Timol auf. Als Begleiter hatte er neben fünf

kampferprobten Männern der Crew auch wieder Taika Mongue und Monparle mitgenommen; es hatte Roi

imponiert, wie der Ära dem Überschweren Kornacz so übel mitgespielt hatte.

Die kleine Space-Jet landete nahe dem Hangartor. Gensech Timol blieb an Bord zurück, während

die fünf
Mann als Wachen postiert wurden.
Als Roi mit Taika Mongue und Monparle die Eingangstür erreichte, kam ihnen bereits Adonor Cyrfant entgegen. Roi war überrascht, daß der Linguide trotz seines hochgetürmten Haupthaares immer noch kleiner als er war. Er war von zierlicher Gestalt und wirkte geradezu zerbrechlich.
»Was hat dieser Aufmarsch zu bedeuten?« erkundigte er sich mit sympathischem Lächeln.
»Willst du meine Bastion erobern, Roi Danton?«
»Tut mir leid«, entschuldigte sich Roi. »Aber ich muß damit rechnen, daß die Überschweren unser Gespräch abgehört haben und sich einmischen könnten. Ich habe schon einmal erlebt, daß sie einen linguidischen Forscher mundtot gemacht haben, und möchte keine Wiederholung eines solchen Vorfalls erleben.«
»Du machst mir keine Angst«, sagte Adonor Cyrfant. »Wie war der Name dieses Forschers?«
»Sando Genard. Kennst du ihn zufällig?«
»Er war mein bester Freund«, sagte Adonor Cyrfant nach langem Schweigen. »Was weißt du über seinen Tod?«
»Er ist in meinen Armen an Bord von Murskaczars Schiff gestorben«, antwortete Roi. »Er hat behauptet, daß er das Geheimnis kenne, warum den Friedensstiftern die Unsterblichkeit zum Verhängnis werden müsse. Er konnte es mir jedoch nicht mehr verraten. Bevor er starb, hat er noch den Verdacht geäußert, daß er von den Überschweren auf Geheiß der Friedensstifter entführt worden sei. Und ich fürchte, du bist in ähnlicher Gefahr.«
»Das kann ich nicht glauben«, sagte Adonor Cyrfant, aber es klang nicht sehr überzeugt.
»Kommt mit.«
Der Linguide ging durch den Eingang ins Innere des Hangars voran und führte sie dann entlang der Wand zu einem bunkerartigen Komplex in einer Ecke. In der Tiefe der Halle irrlichterte es, aber der Blick wurde Roi Danton durch eine Reihe von mächtigen Objekten verdeckt.
»Meine bescheidene Unterkunft«, sagte Adonor Cyrfant, nachdem sie den Bunker betreten hatten. Es handelte sich um einen einzigen Raum, der nur mit dem Notwendigsten ausgestattet war. »Ich habe all meine Energie in das Kimalog investiert. Das war ich Sando schuldig, denn er hat den Anstoß dafür gegeben. Jetzt bin ich am Ziel. Ich weiß, was das Kima ist. Ich kann es simulieren.«
»Weißt du, welches Geheimnis dein Freund entdeckt hat?« fragte Roi.
»Warum willst du das wissen?« fragte Adonor Cyrfant mißtrauisch. »Du bist ein Vertrauter von Cebu Jandavari. Hat sie dich beauftragt, hier zu spionieren?«
Roi Danton überlegte kurz, dann sagte er:

»Ich achte die Linguiden, aber ich bin nicht unbedingt ein Freund ihrer Friedensstifter. Ich habe mich in Cebu

Jandavaris Dienst gestellt, um herauszufinden, was mit ihr und den anderen Friedensstiftern nicht stimmt. Ich

glaube nämlich, daß sie ihr Volk in den Untergang führen.«

»Dasselbe hat Sando in seiner letzten Nachricht an mich zum Ausdruck gebracht. Er war in großer Sorge. Aber

er konnte mir nicht mehr sagen, was genau ihn dazu veranlaßt hat.«

»Was hat Sando Genard in Zonai entdeckt?«

»Felsbilder. Sie stammen von jenen tefrodischen und arkonidischen Schiffbrüchigen, die die planetare

Katastrophe überlebt haben und aus denen unser Volk hervorgegangen ist. Es sind einmalige Dokumente. Ich

besitze davon leider nur Aufnahmen, die nicht sehr aussagekräftig sind. Als ich die Grotte mit den Felsbildern

nach Sandos Tod wieder aufsuchen wollte, wurde mir das verweigert.«

»Kann ich die Aufnahmen sehen?« bat Roi.

»Ich mache dir einen anderen Vorschlag«, sagte Adonor Cyrfant nach kurzem Nachdenken.

»Mach dich zuerst

einmal mit meinem Kimalog vertraut. Es wird dir ein Verständnis dafür geben, was unser Kima wirklich ist.

Vielleicht verstehst du dann den Inhalt der Bilder sogar besser als ich.«

Adonor Cyrfant hatte seine rund vierzig Gäste fortgeschickt. Auch wenn sie Bewunderer seiner Arbeit waren,

wollte er sie Roi Danton zuliebe nicht als Zeugen des folgenden Geschehens haben.

Der Kimaforscher erklärte Roi Danton zuerst geduldig die Grundzüge der linguidischen Philosophie, was man

unter einer Subjektiven Realität und was man unter der Individuellen Realität verstand. Wenn Roi einiges

davon auch vertraut vorkam, so hörte er doch Adonor Cyrfants Ausführungen aufmerksam zu.

Nach diesen grundsätzlichen Erklärungen ging der Kimaforscher auf den Aufbau seines Kimalogs ein. Roi

hörte ihm fasziniert zu. Das Prinzip des Kimalogs hörte sich so einfach an, daß er sich fragte, warum andere

Linguiden ein solches Gerät nicht schon längst konstruiert hatten.

Roi wagte den Vergleich mit einer Art Thesaurus, der für jedes Wesen die ihm entsprechenden Synonyme fand

und daraufhin eine Persönlichkeitsanalyse durchführte. Aber das ließ Adonor Cyrfant nicht gelten.

»Es ist mehr als das, es gewährt Einblick in dein Kima und lehrt dich das Prinzip des Kimas verstehen,«

entgegnete Adonor Cyrfant.

»Kann man durch willkürliche Assoziationsketten nicht ein irreführendes Ergebnis erzielen?« gab Roi zu

bedenken.

»Nein, denn das Kimalog läßt nur solche Begriffsmanipulationen zu, die durch die Psyche des Probanden

zwingend vorgegeben sind«, führte Adonor Cyrfant weiter aus. »Du kannst es weder täuschen

noch belügen,
denn es greift während der Assoziationen auf dein Gehirnwellenmuster zu und registriert sensibel alle Phasensprünge. Du mußt so lange assoziieren, bis das Gesamtbild stimmig ist.«

»Demnach ist das Kimalog auch eine Art Lügendetektor«, sagte Roi unbehaglich. »Was würde geschehen,
wenn ich mich, der ich kein Kima besitze, dem Kimalog aussetze?«

»Darum wollte ich dich bitten. Es ist bestimmt einen Versuch wert. Lassen wir uns überraschen.« Roi Danton starrte nachdenklich in den lichtdurchwobenen Kubus mit seinen Tausenden Kristallen, in deren Facetten sich das Licht vielfach brach. Wenn das Kimalog wirklich ein unfehlbarer Lügendetektor war, dann lief er Gefahr, seine wahren Absichten zu verraten.

Aber das war nicht wirklich sein Problem, denn er war geneigt, Adonor Cyrfant voll zu vertrauen. Etwas anderes wäre es, wenn, während er sich gerade dem Kimalog aussetzte, Paylaczer und ihre Überschweren zuschlugen. Das waren eigentlich seine einzigen Bedenken.

»Kann man, etwa angesichts einer plötzlichen Gefahr, rasch aus dem Kimalog aussteigen?« erkundigte er sich.

»In Gedankenschnelle«, versicherte Adonor Cyrfant.

Roi Danton trug seinen Leuten auf, besondere Aufmerksamkeit walten zu lassen und bei jeder verdächtigen Beobachtung sofort Alarm zu schlagen, dann betrat er den Kubus.

Er hatte keine Ahnung, daß jede seiner Bewegungen von einem kalt glitzernden Augenpaar mit mörderischer Aufmerksamkeit beobachtet wurde.

Gelbe Zähne wurden gefletscht. Paylaczer war der Meinung, daß sich das Ausharren in ihrem Versteck gelohnt hatte. Bald schon würde sie ihren versteckt postierten Leuten das Zeichen zum Zuschlagen geben. Die Syntronstimme des Kimalogs forderte ihn auf, zu bestimmten Begriffen Assoziationsketten zu bilden.

Was fiel ihm zu Vater oder Mutter ein? Zu Terra? Milchstraße? ES? Mächtigkeitsballung? Kosmologie?

Roi war enttäuscht, er fühlte sich betrogen. Das war doch ein alter Hut. Neu an diesem Test war für ihn lediglich, daß jede Assoziation eine Veränderung in der Anordnung der Speicherkristalle verursachte, daß sie sich drehten und andere Facetten in seine Richtung kehrten und daß sich das Netz der Lichtbahnen dauernd veränderte. Das stufte er jedoch als optischen Gag ein. Mehr nicht.

Aber allmählich änderte er seine Meinung.

Als er erneut mit den Begriffen wie Vater und Mutter und anderen, die Bezug auf seine Intimsphäre nahmen, konfrontiert wurde, da verspürte er nicht nur den Drang, korrigierte Assoziationsketten zu bilden, sondern merkte, daß auch seine Empfindungen diesmal ganz anderer Natur waren. Er erlebte die Assoziationen.

Er sah sich als kleinen Jungen am Ufer des Goshun-Sees herumtollen, seinem Patenonkel Reginald Bull

Streiche spielen ... als jungen Rebellen gegen seinen Vater, den Großadministrator, als Vertreter des Establishments kämpfen ... Schwester Suzan und Schwager Geoffry als geheime Verbündete ... erlebte seinen vermeintlichen Tod, der tatsächlich ein Sekundenbruchteil währender Sprung über ein Jahrtausend galaktischer Zeitrechnung war ... die eigene Wiederauferstehung und ... Geoffrys Tod auf Satrang ... Monos ... ES ... Zellaktivatoren ...

Roi erlebte die wichtigsten Stationen seines Lebens wie in einer Momentaufnahme. Und die Kristalle wirbelten um ihn, nahmen immer neue Positionen ein, wechselten die Stellung zueinander, kehrten ihm neue Facetten zu.

Das Lichterspiel berauschte ihn, es machte ihn unfähig, seine Gedanken unter Kontrolle zu halten.

Roi fühlte auf einmal sein Innerstes entblößt, nach außen gekehrt. Er glaubte, daß jeder in ihm wie in einem offenen Buch lesen konnte. So erschreckend diese Erkenntnisse für ihn als Doppelagenten auch waren, so faszinierten sie andererseits den Menschen Roi Danton, der er war.

Name? - Michael Rhodan. Paylaczer hatte es ihm gesagt: Er würde immer der Sohn seines Vaters sein. Und das Kimalog deckte die Wahrheit auf. Sein Name war Michael Rhodan.

Beim ersten Durchgang hatte sich Roi noch mit geschickten Ausflüchten aus der Affäre gezogen. Beim zweiten Durchgang hatte er sich noch durchmanövriert und sich den Fußangeln entziehen können. Doch bei der dritten Konfrontation mit diesen Begriffen hatte er nicht mehr die Kraft, sein. Ich zu verleugnen. Die Bausteine waren an die richtigen Positionen verteilt, die ihm zugekehrten Facetten waren Entsprechungen seines ureigenen Ichs. Die Assoziationsbahnen spannten sich im richtigen Muster. Alles war an seinem Platz.

Er konnte nun nicht mehr anders, als sich zu offenbaren.

ES ... Zellaktivatoren ... Superintelligenz ... Linguiden ... Friedensstifter ...

ES ist verwirrt. Er weiß es. Er ist auf Wanderer gewesen, um seinen Zellaktivator abzugeben. ES hat seinen Zeitsinn und mehr verloren. Klar. Wie sonst hätte ES jemand wie den linguidischen Friedensstiftern die Zellaktivatoren und die Verantwortung über die Mächtigkeitsballung übertragen können. ES hat die Falschen auserwählt. Die Friedensstifter sind der Verantwortung nicht gewachsen. ES hat sie angesteckt, was sonst. Die Friedensstifter sind krank. Dem Machtrausch verfallen ...

Trotz dieses starken inneren Zwanges, seine wahre Geisteshaltung preiszugeben, konnte Roi dabei sehr gut erkennen, in was für eine verhängnisvolle Lage er sich damit manövrierte. Nur - er hatte keine

andere Wahl, als

zu seiner Individuellen Realität zu stehen. Das bin ich. So und nicht anders bin ich.

Und er erkannte, daß das Kimalog auf ihn wirkte wie das Kima eines Friedensstifters. Es beeinflußte ihn. Es

begann ihn zu zerstören!

Die Beeinflussung drohte ihn um den Verstand zu bringen.

Adonor Cyrfant hatte es ihm erklärt. Manche Begriffe hatten ihren festen Platz im Gefüge und waren an ganz

bestimmte Facetten gebunden. Die Fäden des Assoziationsnetzes verworben sie unverrückbar miteinander.

Löste man nun eine solche Assoziationskette und änderte man die Position solcher Bausteine, so entstand eine

falsche Kette. Dadurch konnte eine regelrechte Kettenreaktion ausgelöst werden, die den Betroffenen

unvermeidlich in den Wahnsinn stürzen mußte.

Und Roi Danton hatte das Gefühl, daß genau das mit ihm passierte.

Er fragte sich, ob Adonor Cyrfant es absichtlich darauf anlegte, ihn verrückt zu machen ... als plötzlich eine

Explosion erfolgte.

Roi stürzte aus dem Strudel einander jagender Assoziationen ins Dunkel. Energieentladungen fauchten und

erhellten wie Blitze die Finsternis.

Jemand packte Roi am Arm. Im Wetterleuchten der Strahlenschüsse erkannte er Monparle.

»Komm, weg von hier!« rief ihm der Ära zu. »Die Überschweren haben die ganze Zeit hier gelauert und dann

das Kimalog zerstört. Das hätte dich beinahe um den Verstand gebracht, sagt Cyrfant. Mach, daß du auf die Jet

kommst! Ich gebe dir Rückendeckung.«

»Wo ist der Kimaforscher?« wollte Roi wissen; er war noch ganz benommen und hatte keinen Orientierungssinn.

»Unterwegs zur Jet. Er schafft es. Und jetzt du, Roi!«

Durch das Energiegewitter donnerte Paylaczers haßerfüllte Stimme:

»Macht sie nieder! Keiner darf lebend entkommen!«

Roi erhielt einen Stoß in den Rücken und taumelte in jemandes Arme. Er wurde weggezerrt. Er erkannte Taika

Mongue an seiner kleinen Gestalt. In seinem Rücken fand eine Explosion statt. Das Kimalog brach in sich

zusammen. Als Roi sich umdrehte, sah er im Schein der aufblitzenden Schüsse, wie Paylaczer einen Ära mit

beiden Händen in die Höhe stemmte. Dabei nahm sie eine Haltung wie ein Gewichtheber ein, ein Bein nach

hinten gestreckt, das andere nach vorne abgewinkelt. Beim nächsten Aufleuchten lag Monparle in unnatürlicher

Verrenkung zu ihren Füßen. Die Überschwere stieß ein Triumphgeheul aus.

»Ich krieg' dich noch, du Monster!« schrie Roi Danton.

Er wurde ins Freie gedrängt. Drei seiner Leute standen außerhalb des geschmolzenen Tores und feuerten ins

Innere des Hangars. Gleich darauf fand sich Roi in der Space-Jet wieder.

Gensech Timol wartete noch, bis die drei Überlebenden an Bord kamen, dann startete er die Jet. 11.

An Bord der MONTEGO BAY wurde der Zwischenfall heftig diskutiert. Es war niemand in der Crew, der den

Überschweren nicht Rache für den Tod der drei Kameraden schwor. In dieser Situation fand Roi, daß er mit

dieser Mannschaft gar keine so schlechte Wahl getroffen hatte.

Adonor Cyrfant machte einen niedergeschlagenen Eindruck. Sein Lebenswerk war zerstört.

»Wichtiger ist, daß du am Leben bist«, sagte Roi Danton. »Du kannst ein zweites Kimalog erschaffen. Es wird

wohl das klügste sein, wenn du vorerst an Bord der MONTEGO BAY bleibst.«

»Ich nehme das Asyl gerne an«, sagte der Linguide dumpf.

»Wir müssen noch etwas zu deinem Schutz tun«, erklärte Roi. »Da Paylaczer deine Leiche nicht gefunden hat,

wird sie annehmen, daß du bei uns bist. Das müssen wir ihr ausreden.«

Er stellte eine Verbindung zur LETICRON her und verlangte Paylaczer zu sprechen. Der Funker erklärte ihm,

daß der Corun noch nicht an Bord sei und sich mit einem Beibootgeschwader in einem Kampfeinsatz befindet.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis Roi mit dem Beiboot der Überschweren verbunden war und ihr

Schädel den Holowürfel füllte.

»Ich bin auf dem Weg zu dir, Roi!« verkündete Paylaczer.

»Ich hoffe, du kommst, um mir Adonor Cyrfant auszuliefern«, erwiderte Roi. »Ich weiß, daß du ihn dir

geschnappt hast. Also keine Ausflüchte! Wenn du ihn nicht an mich übergibst, werde ich Cebu Jandavari ...

Was ist?«

Paylaczers Gesicht war eine sehenswerte Studie sprachloser Verblüffung.

»Ich dachte, du hättest Cyrfant«, stotterte sie überrascht. »Darum bin ich zur MONTEGO BAY unterwegs ...«

Sie drehte den Kopf zur Seite und bellte: »Umkehren! Wir schnappen uns den ...«

Das Bild erlosch mitten im Satz.

»Diese Gefahr hätten wir erst einmal abgewendet«, sagte Roi zufrieden. »Komm, Adonor, ich zeige dir deine

Kabine, wo du dich erst einmal erholen kannst. Es ist nur schade, daß ich die Aufnahmen von den Höhlenzeichnungen nicht mehr sehen konnte.«

»Ich trage sie stets bei mir.«

Es waren insgesamt fünf großflächige Holografien, die Adonor Cyrfant in der ihm zugewiesenen Kabine auf

dem Tisch ausbreitete. Die Aufnahmen waren von durchschnittlicher Farbgebung, Brillanz und Tiefenwirkung.

Roi hatte schon bessere Holos gesehen.

»Ich fürchte, die Aufnahmen werden dir auch nicht weiterhelfen«, erklärte Adonor dazu. »Man muß in der

Grotte sein, um die Ausstrahlung der Felsmalereien zu spüren. Aber vielleicht verstehst du wenigstens die

Geschichte, die diese Bilder erzählen.«

Roi ließ seine Blicke zuerst über die fünf Holos gleiten. Ja, sie erzählten offenbar eine durchgehende Geschichte. Er zog seine Blicke zurück und konzentrierte sich auf das erste Bild. Darauf waren auf felsigem Grund zwei Kreisobjekte zu sehen, durch einfache Schattierungen sollte offenbar eine Kugelform dargestellt werden. Kugelraumer. Der Hintergrund voller unregelmäßiger Formen und kippender Bögen. Berstende Felsen und stürzende Wasser.

»Das dürfte, eine Darstellung vom Absturz der tefrodischen SAMUR und der arkonidischen RIUNAN während der planetaren Katastrophe sein«, kommentierte Roi. Adonor nickte.

Auf dem nächsten Bild waren Strichmännchen zu sehen. Die einen durch geschlossene Brustflächen, die anderen durch Rippenbögen gekennzeichnet: die überlebenden Arkoniden und Tefroder.

Auf dem dritten Bild war zu sehen, wie sich alle Überlebenden, Tefroder wie Arkoniden, um ein gemeinsames Zentrum formierten. Sie hatten ihre Stricharme ins Zentrum gestreckt, und ihre Hände waren durch eine unregelmäßige und verzweigte Doppellinie verbunden.

»Was stellt dieses Verbindungsstück dar?« erkundigte sich Roi. »Konnte es sich um eine Pflanze, den Ast eines Baumes handeln?«

»Exakt«, bestätigte Adonor. »Im Original ist das viel besser zu erkennen: Alle Überlebenden, egal welcher Abstammung, halten sich gemeinsam an einem Ast fest.«

Vielleicht als Symbol für einen Strohhalm, an den man sich in höchster Not klammert? dachte Roi. Aber das war wohl zu terranisch gedacht. Wie auch immer, es war klar, daß dieser Baumast den Schiffbrüchigen eine gemeinsame Überlebenshilfe bot.

Das vierte Bild zeigte Tefroder und Arkoniden in langer Reihe. Die ersten in der Reihe hielten jeder das Symbol für ein kleines Pflänzchen. In der Reihe weiter unten wurde der Ast, noch mit mehreren Trieben versehen, weitergereicht. Im folgenden Abschnitt der Reihe besaß der Ast schon weniger Triebe. Dafür hielten die voranstehenden Strichmännchen solche in Händen.

Und das letzte Bild schließlich zeigte die Tefroder und Arkoniden kniend. Wie sie die Pflänzchen einsetzten.

Wie diese wuchsen und wie daraus neue Pflänzchen gezogen wurden. Die Darstellung der einzelnen Sequenzen war ähnlich der eines Daumenkinos, nur eben auf einem Streifen nebeneinander aufgereiht. Perry hatte ihm mal so ein Daumenkino gezeigt, als Erinnerung an die eigene Jugend. Der junge Mike, im High-Tech-Zeitalter des 25. Jahrhunderts aufgewachsen, war begeistert gewesen von diesem mit einfachsten Mitteln dargestellten Bewegungsablauf.

Roi betrachtete dieses letzte Bild lange, ehe er bewegt sagte:

»Es ist die Geschichte vom Ursprung der Kimasträucher. Ich glaube, daß mir die Bilder sehr wohl die wichtige Bedeutung dieses Brauches für das Überleben der Schiffbrüchigen und vielleicht sogar für das Entstehen der linguidischen Rasse vermitteln können. Aber was steckt dahinter? Wieso ist dieser Brauch so lebenswichtig geworden?«

Adonor antwortete:

»Das ist die Frage, die auch ich mir stelle und auf die Sando die Antwort gefunden haben muß. Man müßte

Gelegenheit haben, die Bilder in Zonai im Original zu betrachten. Nur so kann man die Antwort finden.«

Roi nickte.

»Wir werden uns eine solche Gelegenheit verschaffen«, versprach er. »Jetzt erholen wir uns erst einmal von

den vergangenen Strapazen. Du kannst mein Gast sein, solange es dir gefällt, Adonor.«

»Danke, Roi.«

Auf dem Weg zur Kommandozentrale sah Michael Rhodan immer wieder die Bilder der Höhlenmalereien vor

seinem geistigen Auge. Und ihm fielen in diesem Zusammenhang die Worte ein, die Sando Genard kurz vor

seinem Tod zu ihm gesagt hatte.

Er kannte nicht mehr den genauen Wortlaut, aber Sando Genard hatte »von dem Ast« gesprochen, »an den sich

die ersten Linguiden geklammert hatten, um den Bezug zur Realität nicht zu verlieren.«

Sie gingen ihm nicht aus dem Sinn. Ebensowenig wie die Felsmalereien. Aber es wollte ihm noch nicht

gelingen, hinter ihr Geheimnis zu kommen.

E N D E

Es geschieht Anfang August 1173 NGZ. GALORS, das ehemalige cantarische

Funkkontrollsysteem, gibt Alarm,

und die Auswertung der empfangenen Impulse weist auf einen Punkt der exakt berechneten

Wanderer bahn im

Sektor Gladors Stern hin. Es gibt also Grund genug für Julian Tifflor, sofort hinzufliegen und

nach dem

Rechten zu sehen.

Was der Terraner dabei erlebt, erzählt Marianne Sydow im Perry Rhodan-Band der nächsten

Woche. Der

Roman trägt den Titel:

DAS MÄDCHEN UND DER NAKK

Computer: Von der Anarchie zur Tyrannie

Es hat einmal irgend jemand gesagt, daß die Anarchie als die schönste Form einer

Gesellschaftsordnung gelten

müsste, nur seien die Menschen viel zu unordentlich, als daß sie auf anarchische Art und Weise miteinander zu

existieren vermochten. Die Äußerung stammt aus einer Zeit, in der man von den Linguiden noch nichts wußte.

Die Linguiden waren, als sie im Blickfeld der galaktischen Öffentlichkeit erschienen, ein

glückliches und zufriedenes Volkchen, dessen gesellschaftliche Ordnung dann bestand, daß es keine von oben herab verfügte Ordnung gab. Denn das ist ja die eigentliche Definition der Anarchie die Abwesenheit von der Obrigkeit angeordneter Verhaltensmaßregeln (sprich Gesetze). Daß mit dieser Definition gleichzeitig die Notwendigkeit des Vorhandenseins einer Obrigkeit geleugnet wird, versteht sich von selbst. So also war das Alltagsleben der Linguiden beschaffen. Sie unterlagen keinen Regeln oder Vorschriften außer denen des allgemeinen Anstands, es gab irgendwo eine Verwaltung, die dafür sorgte, daß das Leben in einigermaßen geordneten Bahnen verlief, aber die Verwaltung hatte Weisungsbefugnis dem individuellen Burger gegenüber nur in Notfällen Ansonsten lebten die Linguiden miteinander, wie es ihnen behagte, und sie wußten von sich aus, wie das vor sich zu gehen hatte. Es brauchte ihnen niemand zu sagen Anarchie von dieser Art, bei der intelligente Wesen friedlich mit- und nebeneinander leben, ohne daß man ihnen Verhaltensweisen diktieren muß, ist eine faszinierende und utopische Vorstellung. Man überlege sich einmal, welchen Maßes der individuellen Zivilisiertheit es bedarf, daß der eine - um bei einem Beispiel aus unserer Zeit zu bleiben - sein Auto nicht auf dem Parkplatz eines anderen parkt, ohne daß ihm dies ausdrücklich verboten worden wäre. Es gehört ein gerütteltes Maß an Sanftmut von Seiten aller Beteiligten dazu, die Anarchie zu einer praktikablen und funktionierenden Lebensform zu machen Abgesehen von ein paar radikalchaotischen Zivilisationen, die sich binnen kürzester Zeit selber vernichteten, ist den Menschen der Erde noch nie ein Volk begegnet, das im Zustand der Anarchie gelebt hat Daß die Linguiden die Anarchie zu einer Gesellschaftsordnung (welch schöner Widerspruch in sich selbst) erhoben haben, mit der man leben kann, spricht für den hohen Stand ihrer geistigen und moralischen Entwicklung Worüber man um so mehr staunt, als die Linguiden, wie inzwischen bekannt ist, erst vor wenigen Jahrtausenden aus der Primitivität hervorgetreten sind Den Haarigen, die aus derselben Wurzel stammen wie Akonen, Arkoniden und Terraner, ist vom Schicksal offenbar eine ausgeglichene, vor jeglicher Anmaßung zurückschreckende Mentalität in die Wiege gelegt worden. Wir alle (wir, im Jahr 1991 alter Zeitrechnung) kennen Wesen, die keiner schlechten Tat für fähig halten Solche Geschöpfe müssen die Linguiden sein. Ob das Volk der Linguiden als Ganzes deswegen im Reigen der Mitglieder der galaktischen

Zivilisationsgemeinschaft als langweilig zu betrachten ist, weil es nur aus Sanftmütigen, Guttätern und

Verträglichen besteht, ist eine andere Frage. Eine Frage, die im Augenblick nicht mehr viel Bedeutung hat,

denn die Linguiden, dieser Ausbund an kollektiver Sanftmut, sind soeben in eine Lage geraten, die ihr

Schicksal dem anderer, ungleich weniger vertraglicher und gelassener Volker anzugleichen droht.

Der Komplex

der Charakterfehler, den intelligente Wesen üblicherweise mit sich herumtragen hat die friedlichen Linguiden

eingeholt Aus ihrer eigenen Mitte kommen diejenigen, die plötzlich den Wunsch nach Macht und Ordnung

entdeckt haben. Es fällt einem schwer, sich vorzustellen, was ein Volk empfindet, das von einer lockeren,

anarchischen Lebensweise in das scharf reglementierte Dasein einer Despotie gestürzt wird

Balasar Imkord und

die beiden anderen Mitglieder des Triumvirats, das sich anschickt, sich zu Herrschern nicht nur über das

Sternenreich der Linguiden, sondern über die ganze Milchstraße aufzuschwingen, haben für ihre Vorgehensweise Gründe anzuführen, die auf der Oberfläche plausibel klingen. Wer die Milchstraße fuhren

wolle, der müsse vorher unter Beweis stellen, daß er sich selber führen könne. Die anarchische Gesellschaftsordnung der Linguiden sei für andere galaktische Völker unbrauchbar, weil diese nicht das

zivilisatorische Niveau besaßen, auf dem allein eine anarchische Gesellschaft existieren kann.

Also müssen die

Linguiden mit gutem Beispiel vorangehen. Sie haben der galaktischen Öffentlichkeit vorzuführen, daß auch sie

unter den Zwängen einer von der Obrigkeit verschriebenen Ordnung leben können. Wer das nicht versteht, so

meint Balasar Imkord auf seiner Heimatweit Drostett, dem muß man Paylaczers Überschwere auf den Hals

schicken, damit sie ihn eines Besseren belehren.

Im Augenblick scheint es noch so, als seien große Teile des linguistischen Volkes von den Errungenschaften

und Erfolgen ihrer jüngst unsterblich gewordenen Friedensstifter so begeistert, daß sie vieles mit sich

geschehen lassen, was sie früher als unerträglich empfunden hatten. Solche Vorgänge kennt man auch aus der

terranischen Geschichte. Dem Tyrannen wird zugejubelt, weil er Scheinerfolge auf Gebieten errungen hat, die

die Seele des Volkes seit einiger Zeit beschäftigen. Aber schon werden Stimmen des Unmuts laut, z. B. die des

Performers Adonor Cyrfant.

Unklar ist im Augenblick noch, warum die Tyrannen in so brutaler Weise gegen den Wissenschaftler Sando

Genard vorgegangen sind. Dabei hat Genard doch nichts anderes getan, als in den Hohlen von Zonai

Informationen zu finden, die zusätzliches Licht auf die Herkunft des linguidischen Kima-Begriffs werfen. Was liegt im Kima verborgen, wovor die auf einmal zur Tyrannie neigenden Friedensstifter sich zu fürchten hätten?